

Aus meinem Leben.

meminisse juvat.

„Die Sorgen, ob eines jenseitigen biographischen Hraibens tollt, sagt Goethe, ist größt ungeschickt.“ Das dieses begründet dich, wie folgt: „Wir lieben uns die Todtosi. Duelle, und das die große Freude an den Wörtern, die „Kantkriegen, Mannweiser und Briefen Abgeschickenen, falls unbedeutender Klumpen.“ Man ist, darauf zu. Stützt, ob was für, feigend und meinem Leben für Drogenhallen, so geschickt sind nicht für die Olygarchie. Mit, oder aus für den Dreck, sondern wir zu meinem jenseitigen Aufwindigung. —

„Das Leben der Klumpen weißt 70, und wenn ob sich kommt, 80 Jahre“, sagt in der Bibel. Das biblische Alter ist ein von schon lange überpritten, und ist nicht mit beiben, meinem Wortsatz und zu führen, bevor wir das Tod die Lieder und das sind nimmt; dann ist werden



Aus meinem Leben

Lebenserinnerungen des Postdirektors

Goar Jacob Hellbach

(27.11.1852 - 24.10.1937)

aus Filsen am Rhein

Titelbilder:

Die erste Seite seiner handschriftlichen Lebenserinnerungen verfasst 1936

Fotografie der Brüder Jacob Wilhelm & Goar Jacob Hellbach um 1920

Transkription:

Die Urgroßnichte Astrid Urgatz, Aachen 2018, www.hellbach-urgatz.eu

Zur Verfügung gestellt von seinem Urgroßenkel Clemens Bayer, Frankf.a.M.

Aus meinem Leben.

meminisse juvat.

„Die Frage, ob einer seine eigene Biografie schreiben solle, sagt Goethe, ist höchst ungeschickt.“ Der Dichter begründet dies, wie folgt: „Wir lieben nur das Individuelle, und daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren und Briefen Abgeschiedener, selbst unbedeutender Menschen.“ Wenn ich, darauf gestützt, es versuche, einiges aus meinem Leben hier darzustellen, so geschieht dies nicht für die Allgemeinheit, oder gar für den Druck, sondern nur zu meiner eigenen Befriedigung.

„Das Leben des Menschen währet 70, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre“, steht in der Bibel. Das biblische Alter habe ich nun schon lange überschritten, und ich muss mich beeilen, meinen Vorsatz auszuführen, bevor mir der Tod die Feder aus der Hand nimmt; denn ich werde bald einen Weg gehen müssen, den man nicht wieder kommt. Das Homersche Wort:

ὁ μὴ δαρείσῃ ἀνδρῶπιος οὐ παιδεύεται,

Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen, gilt auch für mich, insbesondere für meine Jugendzeit.

Geboren bin ich als das zweitälteste Kind meiner Eltern am 27. November 1852 in Filsen am Rhein, dass zu jener Zeit zum Herzogtum Nassau gehörte, heute aber preußisch ist. Man gab mir in der Taufe den seltenen Namen „Goar“, der damals in der Gegend von St. Goar bis Koblenz auf beiden Seiten des Rheins nicht selten vorkam. Der Volksmund aber nannte mich „Quär“. Mein Vater hieß Jakob und mein Großvater ebenfalls Goar. Mein Vater wurde im Dorf nicht anders genannt als Quärsch Jakob, und ich war der Quärsch Jakobs Quär. Damals wurden die Leute nicht mit ihrem Familiennamen gerufen, sondern meist nach körperlichen Eigenschaften oder sonstigen Merkmalen. In den früheren Jahrhunderten gab es noch keine festen Familiennamen. Wohl hatte jeder seinen Vornamen

nach einem Heiligen. Um nun den einen Johannes, Karl oder Peter von all den anderen unterscheiden zu können, fügte man dem Vornamen einen Hinweis auf seine äußere Erscheinung hinzu.

Ein Mann mit rotem Haar hieß „der rut Pitter“ und seine Tochter Katharina: „Rut Pittersch Kätt“. Ein Mann, der zum Beispiel in Spanien gekämpft hatte, war der „Spanier“ und seine Tochter Anna Maria war „Spaniersch Anniche“. Ein Mensch, der stumm war, hieß der stumme Jakob. Es kam selten oder gar nicht vor, dass jemand mit seinem wirklichen Familiennamen gerufen wurde.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, steht in der Obergasse. Meinen Eltern wurden bei ihrer Verehelichung zwei Zimmer im Hause meines Großvaters (mütterlicherseits) als Wohnung zugewiesen. Ich erinnere mich meiner Mutter als einer großen, stattlichen, immer reinlich gekleideten Frau, größer als mein Vater¹, der klein von Statur war. Sanft, freundlich und wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben. Mein Vater war immer ernst und von asketischem Äußeren, und wenn er strafen musste hart und unerbittlich, so dass meine Mutter ihm manchmal in den Arm fiel.

Schon das verschiedene Auge beider Eltern war charakteristisch für ihre Art. Das des Vaters war grau und scharf, das der Mutter braun und melancholisch. Für uns Kinder war sie der ewig gute Anwalt gegen väterliche Strenge.

Im Jahr 1844 unternahm mein Vater eine Wallfahrt nach Trier zum Heiligen Rock¹ und machte den Weg hin und zurück zu Fuß über

¹ Die Trierer Wallfahrt von 1844 war ein Massenereignis: In den 50 Tagen, die sie dauerte, strömte etwa eine halbe Million Menschen nach Trier, eine organisatorische Glanzleistung des Klerus.[7] Von achtzehn Heilungswundern wurde berichtet. Gleichzeitig löste die Wallfahrt aber auch heftige Kritik an der katholischen Frömmigkeitspraxis aus, über die aufgeklärte Christen beiderlei Konfession öffentlich spotteten. Der katholische Priester Johannes Ronge empörte sich öffentlich, die Wallfahrt sei eine bewusste Täuschung ungebildeter und einkommensschwacher Menschen, denen bei der Reise ungerechtfertigte Entbehrungen abverlangt würden. Das von ihnen kassierte Opfergeld sei ein

den Hunsrück. Am Karfreitag aß er nichts als Mittags einen Teller weißer Bohnen, ohne Salz gekocht. Alte, nebelhafte Erinnerungen aus meinen frühesten Tagen tauchen auf. Im Alter von 3 bis 4 Jahren erlebte ich einen Rheinfluss. Mit anderen Kindern am Wasser spielend bekam ich das Übergewicht und fiel in den Rhein. Auf das Schreien der Kinder kam ein Erwachsener und entriss mich dem feuchten Element. Ich lief nach Hause, bekam einige gesalzene Hiebe und wurde ins Bett gesteckt. Weitere schlimme Folgen hatte der Unfall nicht gehabt. Im Alter von 5 Jahren, im Herbst 1857, hatte ich ein Erlebnis, dessen ich mich noch gut erinnere. Mein Großvater mütterlicherseits, der Bürgermeister Andreas Becker, war ein Mann von gedrungener Gestalt, anfangs Sechsig, mit dichtem weißem Haar; stets trug er einen dunklen Wams, kurze Manchesterhosen bis zum Knie und silberne Schnallenschuhe. Allgemein nannte man ihn im Dorfe: „Das Herrchen“. Er galt als ein begüterter Mann, der ziemlich Grundbesitz und manches Fuder Wein im Keller hatte. Eines Morgens, als die Weinlese beginnen sollte, fuhr der Wagen mit zwei großen Bütten und Sonstigem, für die Weinlese nötigen Geräten beladen und mit zwei Kühen bespannt, aus dem Hofe. Als der Wagen schon eine Strecke fort war, kam mein Großvater eilig aus dem Hofe mit einer Leiter, die vergessen worden war, lief dem Fuhrwerk nach und warf die Leiter auf den Wagen. Da sagte ein Junge, der neben mir stand: „Guck‘ elo, wat dat Herrchen noch laufe kann.“ Mit sechs Jahren musste ich die Kinderschuhe ausziehen und kam in die Schule; es begann der Ernst des Lebens. Die Schule war ein merkwürdiger Bau. Über einem großen Torbogen waren zwei Stockwerke aufgebaut; in dem unteren war die Lehrer Wohnung, das obere war ein einziger Raum und diente als Schulzimmer. Dichtbelaubte, hohe Nussbäume grüßten zum Fenster herein und spendeten im Sommer Kühle und Schatten. Eine hohe Treppe führte von außen direkt in den ersten Stock. Das Tor bildete den Durchgang für den

Geschäft mit dem Aberglauben der Menschen, Christus habe den Gläubigen bekanntlich seinen Geist, nicht seinen Rock hinterlassen. Für diese Äußerungen wurde Ronge exkommuniziert.[8] [Quelle am 7.2.2018: https://de.wikipedia.org/wiki/Heiliger_Rock]

gesamten Verkehr rheinauf- und rheinabwärts; einen anderen Weg gab es nicht. Nicht selten kam es vor, dass hochbeladene Heuwagen oder Möbelwagen in dem Tor stecken blieben. Dann mussten die Geleise ausgegraben werden, so tief, bis der Wagen passieren konnte. Diesem Übelstand wurde erst im Jahre 1934 durch Erbauung der Rheinuferstraße ein Ende gemacht.

Bilder enthielten damals - vor 70 bis 80 Jahren [um 1860] - unsere Schulbücher nicht. Das war ein Mangel, der wohl in dem technischen Unvermögen der Zeit seinen Ursprung hat. Wenn man heute [1936] die Fibel und die Schulbücher der Kinder sieht, ist man erstaunt und erfreut über die farbenreichen Illustrationen, die dem Kind ein anschauliches Bild geben von dem Gegenstand der Lektüre.

In der Schule, die nur aus einem einzigen Zimmer bestand, befanden sich damals 104 Kinder, die eng zusammengedrängt, wie die Schafe im Pferch, von einem Lehrer unterrichtet wurden. Diesem Lehrer, obgleich er ein ausgemachter Prügelpädagoge war, muss man alle Achtung zollen. Er hat es fertig gebracht, dass die Kinder nach 8 jährigem Schulbesuch gut lesen, schreiben und rechnen konnten. Nicht nur während des Unterrichts, sondern auch außerhalb der Schule hielt er strenge Zucht. Abends beim Dunkelwerden ging er durchs Dorf und wer von den Kindern nach dem Aveläuten² sich auf der Straße blicken ließ, mit dem hielt er strenge Abrechnung. Jeden Montag morgens holte er vor Beginn des Unterrichts etwa 8 – 10 Jungen, die sich während der vergangenen Woche irgendetwas hatten zu Schulden kommen lassen, heraus, nahm sie vor die Tür und prügelte sie unbarmherzig mit einem langen Lederriemen durch. Das Geschrei der armen Jungen war oft so jämmerlich, dass die Leute auf der Straße stehen blieben und manchmal sogar intervenierten. Aber niemals hat er ein Mädchen geschlagen oder auch nur angerührt. Ohne mich hier als Musterknaben hinstellen zu wollen, kann ich sagen, dass ich in der Schule keine Schwierig-

² Das Angelusläuten (auch Aveläuten) ist ein Gebetsläuten der katholischen Kirchen, das morgens, mittags und abends ausgeführt wird. [Quelle am 8.2.2018: <https://de.wikipedia.org/wiki/L%C3%A4uteordnung>]

keiten hatte und niemals eine körperliche Züchtigung erhielt. Mein Vater hatte mir schon vom 5 Jahr ab Lesen und Schreiben gelehrt, und bei meinem Eintritt in die Schule konnte ich fließend lesen und auch ziemlich schreiben. Eine solche Erziehung würde man heute als durchaus unpädagogisch verwerfen.

Die öffentlichen Einrichtungen waren zu damaliger Zeit sehr unkompliziert. Der Nachtwächter hatte ein großes Horn, mit dem er von abends 11 Uhr bis morgens 3 Uhr die einzelnen Stunden ausrief mit der Aufforderung, auf Feuer und Licht acht zu geben. Starb jemand, so wurde das Grab abwechselnd von den erwachsenen männlichen Gemeindeangehörigen ausgehoben. Ebenso war es mit der Polizei. Einen Polizeidiener gab es nicht. Die Polizeigewalt lag in den Händen des Bürgermeisters. Seinen Anordnungen musste Folge geleistet werden. Es war ein großer Spieß vorhanden, der als Attribut der Amtsgewalt galt und jeden Abend in das Nachbarhaus getragen werden musste. Oft habe ich diesen Spieß dem Nachbarn Abends hinter die Haustür gestellt. Dieser musste sich dann am folgenden Morgen bei dem Bürgermeister melden, um seine Aufträge entgegenzunehmen. Einmal traf das Los auf meinen Vater. Ein Landstreicher, der irgendetwas ausgefressen hatte, wurde in das Gastlokal, „Bolles“ genannt, gebracht. Das war ein stinkendes Loch unter dem Schulgebäude. Am folgenden Morgen sollte der Verbrecher dem Amtsgericht in Braubach vorgeführt werden, ein Weg von zweieinhalb Stunden; Eisenbahn gab es damals noch nicht. Mein Vater bekam den Auftrag, diesen Mann nach Braubach zu befördern. Nachdem er gefrühstückt hatte, nahm mein Vater den Spieß, ging in den Bolles und lud den Häftling unter Vorweisung seines Auftrags höflichst ein, jetzt mit ihm nach Braubach zu wandern. Dieser weigerte sich nicht, und gemeinsam traten beide die Fahrt an. In Osterspai, das sie passieren mussten, machten sie Halt, genehmigten sich ein oder auch zwei Schoppen und zogen dann selbender vergnügt weiter. Gegen Abend kam mein Vater wieder heim und berichtete mit Befriedigung über die glückliche Erledigung seines Auftrages. So wohnten Polizei und Romantik der Landstraße nahe beieinander.

In Notfällen, bei Schaden bringenden Naturkatastrophen, bei Instandsetzung öffentlicher Wege mussten sämtliche Bürger, mit Ausnahme der Kranken, Frondienste leisten. In jedem Hause musste ein lederner Eimer vorhanden sein, der im Falle eines Brandes zum Löschen benutzt werden sollte. Sonstige Feuerlöschgeräte, wie Feuerspritzen, Schlauchleitungen gab es nicht. Übrigens habe ich niemals einen Brand erlebt.

An Fastnacht vereinigten sich die Bürger, zum Teil mit ihren Frauen und Kindern, zu einem sogenannten Trunk im Schulsaal. Ein Fass Wein, das der Bürgermeister beschaffte, wurde aufgelegt und unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen ausgetrunken. Dazu aß man knusprige Laugenbrezel. Streitigkeiten und Feindschaften, die im Laufe des Jahres entstanden waren, wurden hier ausgeglichen und beseitigt. So gestaltete sich die Zusammenkunft zu einem Versöhnungsfest.

Wenn auch die Leute, die überall im Rheingau, gern ein Glas Wein tranken, so gab es im Dorfe doch keine Säufer. Ein Onkel, der über 80 Jahre alt war, und aus dessen weingerötetem Gesicht helle Augen blitzten, antwortete auf meine Frage, wieviel Wein er wohl in seinem Leben getrunken habe: „No, do könnt mer 8 Tag en Mühl met treibe.“ Die zu damaliger Zeit herrschenden sittlichen Grundsätze wurden übrigens durch die Tatsache beleuchtet, dass es im Dorfe keine unehelichen Kinder gab. Die Bevölkerung war durchweg arbeitsam, mäßig und nüchtern. Ein freudiges Ereignis für die Jugend, dass seine Schatten voraus war, war das Johannisfeuer, dass am 24. Juni abgebrannt wurde. Schon 4 Wochen vorher sammelte die Schuljugend Holz, Reisig, Körbe und sonstige brennbare Stoffe und bildete damit auf einer Wiese am Rhein einen gewaltigen Haufen. Am Johannistag wurde bei Eintritt der Dunkelheit der Holzstoß angezündet. Hellauf loderten die Flammen und spiegelten sich in den Fluten des Rheins. Böllerschüsse wurden abgefeuert, die ein Mehrfaches Echo von den gegenüberliegenden Bergen zurückwarfen. In der lauen Sommernacht blieben die Zuschauer noch zusammen, bis der Nachtwächter mit seinem Horn zum Aufbruch mahnte.

Ein ganz besonderes Vergnügen für die Jugend war das Hochwasser des Rheins, das fast in jedem Frühjahr eintrat. Das Wasser stieg manchmal so hoch, dass der Verkehr im Dorfe nur mittels Nachen aufrecht erhalten werden konnte. Wir fuhren vom Hause meines Großvaters [*väterlicherseits?*], das bis zum 1. Stock unter Wasser stand, mit einer Waschbütte nach der Obergasse und wieder zurück.

Im Jahre 1856 wurde die linksrheinische und im Jahre 1861, als ich neun Jahre alt war, die rechtsrheinische Eisenbahn gebaut. Um den komplizierten Bau eines Tunnels zu vermeiden, wurde die Bahnlinie mitten durch das Dorf geführt. Zu diesem Zweck mussten einige Häuser niedergelegt werden. Für die Jugend war das eine schöne Zeit. Jeden Tag gab es etwas Neues zu sehen. Die Bemühungen der Gemeinde, eine Station oder wenigstens eine Haltestelle zu bekommen, blieben erfolglos, und so müssen die Leute bis auf den heutigen Tag [1936], wenn Sie verreisen wollen, nach Camp oder Osterspai gehen.

Die ärztliche Versorgung der Bevölkerung war zu jener Zeit recht mangelhaft. Damals gab es nämlich nur beamtete Ärzte, denen ein bestimmter Bezirk zugewiesen war. Außer diesem Bezirk durften sie keine Kranken behandeln. Nach Filsen kam Dienstags und Freitags Dr. Sehmelreis von Braubach, immer zu Pferd. Sein Nachfolger war mein Großonkel, Medizinalrat Dr. Hellbach, berüchtigt durch seine Grobheit, womit er übrigens manchmal Erfolg hatte. Zu einer alten Frau, die ihn oft belästigte, sagte er einmal: „Herrgott, nun lassen Sie mich aber endlich in Ruh‘; ich kann doch aus einer alten Frau kein jung Mädchen mehr machen.“ Von dieser Stunde an war die Frau gesund.

Nicht minder stiefmütterlich war die Einwohnerschaft in postalischer Beziehung gestellt. Der Landbriefträger kam nur Dienstags und Freitags nach Filsen und für jeden Brief musste der Empfänger noch zwei Kreuzer bezahlen. Diesem Zustand machte die preußische Postverwaltung im Jahre 1866 ein Ende.

In jener Zeit fällt ein Ereignis, das ich nicht unerwähnt lassen kann. Eine Kuh, deren Milchertrag nicht mehr befriedigte, wurde verkauft,

und dafür sollte eine neue angeschafft werden. Eines Morgens, ich lag noch in tiefem Schlaf, weckte mich mein Vater und bedeutete mir, dass ich mitgehen müsse, um eine Kuh zu kaufen. Es war ein herrlicher Frühlingmorgen. Der Weg führte durch Wald und Flur auf die Höhe. Strahlend erhob sich die Sonne über die Berge; trillernd stiegen die Lerchen in die Lüfte. An den Gräsern im Schatten des Waldes hingen silberne Tautropfen. Bald kamen wir an ein Dorf, das Dachsenhausen hieß. Mein Vater hielt Nachfrage, fand aber nichts Passendes. Wir zogen weiter nach Gemmerich, wo uns das Glück günstiger war. In einem Stall stand eine Kuh, die meinem Vater gefiel. Nach langem Feilschen wurde er mit der Frau, die das Milchvieh über den grünen Klee lobte, für 70 Taler handelseinig. Wir gingen in die Stube, wo mehrere überaus schmutzige Kinder auf dem Fußboden miteinander spielten. Die Frau hob das Kleinste auf und setzte es vor sich auf den Tisch. Mein Vater war gerade damit beschäftigt, das Geld aufzuzählen, als plötzlich ein leiser Duft durch das Zimmer zog, der sich immer mehr verstärkte, sodass schließlich der Verdacht nicht von der Hand zu weisen war, dass bei dem Kinde die Peristaltik nicht ohne Erfolg ihre Funktionen ausgeübt habe. Die Katastrophe nahte. Die Frau hob das Kind auf, und nun sahen wir die Bescherung: Einen Kaktus von ansehnlichen Dimensionen hatte der kleine Mann auf den Tisch gepflanzt. Schnell entschlossen wischte die Frau mit der Hand das Verdauungsprodukt in ihre Schürze indem sie sagte: „Ach, ich kann die Sauerei gar nicht leide.“ Dann ging sie in die Küche und backte uns, vermutlich, ohne sich die Hände gewaschen zu haben, einen großen Eierpfannkuchen mit reichlich Speck, dazu spendierte sie einen Kornschnaps. Hungrig, wie wir waren, verzehrten wir wortlos die uns vorgesezte Mahlzeit. Nachdem die Kuh, um ihr den Abschied zu erleichtern, noch einmal gefüttert worden war, zogen wir zu dritt heimwärts.

In dem Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866³ [Hier vermischt er zwei geschichtliche Ereignisse] schlug sich Nassau auf die Seite Österreichs und schickte eine Brigade ins Feld, die aber nicht zum Gefecht kam. Auf diese Weise hat Nassau in dem Kriege keinen einzigen Mann verloren, wohl aber ein Pferd, das unter dem Namen „Der Schimmel von Bronzell“ Eingang in die Geschichte gefunden hat. In der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 siegte Österreich, und Nassau wurde

3 Um die Entscheidung der Bundesversammlung durchzusetzen und die hessische Verfassungskrise im Sinne der kurfürstlichen Regierung zu beenden, rückten am 1. November 1850 bayerisch-österreichische Truppen in einer Gesamtstärke von 25.000 Mann zunächst in die Provinz Hanau ein. Sie wurden von der hessischen Bevölkerung als Strafbayern bezeichnet. Preußen antwortete am 2. November mit dem Einmarsch von zwei Divisionen unter Karl von der Groeben in Nordhessen. Ziel war es, die für Preußen strategische Etappenstraße in Kurhessen bei Hersfeld zu besetzen. Da dies ein Verstoß gegen die Warschauer Übereinkunft war, verlangte Österreich den sofortigen Abzug aller preußischen Truppen aus Kurhessen. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. befahl am 5. November die Mobilmachung. Als am 8. November die preußische Armee den vereinigten Österreichern und Bayern gegenüberstand und es bei Bronzell zur Schlacht kommen sollte, geschah nichts weiter als ein kleines Vorpostengefecht. Auf Seiten der Bundestruppen wurden fünf österreichische Jäger leicht verletzt und ein bayrischer Tirailleur (Schütze), der Gefreite Benedikt Mutzel büßte einen Stiefel ein; auf preußischer Seite wurden zwei Leutnants die Mäntel durchlöchert. Berühmt wurde der 16-jährige Schimmel eines Trompeters des preußischen Husaren-Regimentes Nr. 10 namens He-loise, der von einer feindlichen Kugel in die linke Lende getroffen wurde, so dass er später getötet werden musste.[1] Friedrich Wilhelm IV. scheute vor einem Krieg zurück, und die preußischen Truppen erhielten den Befehl, sich auf die Etappenstraßen zurückzuziehen. Dieser Schimmel von Bronzell wurde 1969 im Wappen des Ortes aufgenommen. [2] [Quelle am 8.2.2018: https://de.wikipedia.org/wiki/Schimmel_von_Bronzell#Schimmel_von_Bronzell]

annektiert und zu einer preußischen Provinz degradiert. Der Herzog erhielt eine Abfindung von 15 Millionen Gulden. Auf dem Rückzug aus Böhmen wurden die preußischen Truppen zum Teil auch in nassauischen Orten einquartiert. Wir hatten vier Wochen lang einen Mann aus Aachen in unserem Haus. Es war ein freundlicher, hilfsbereiter Soldat, der bei den Feldarbeiten, es war gerade die Zeit der Heuernte, fleißig mithalf.

Bald folgte nun eine Invasion von preußischen Beamten aus dem fernen Osten, die das nassauische Ländchen kultivieren sollten. Durch ihr herrisches, anmaßendes, oft brutales Wesen verbitterten Sie die Bevölkerung, die zähneknirschend sich fügen musste, aber durch manchen Witz sich zu entschädigen suchte. Ein preußischer Beamter fuhr in einem Kahn von Bingen nach Rüdesheim. Unterwegs fragte er den Fährmann mit schnarrender Stimme: „Sagen Sie mal, Fährmann, wo fängt denn der Rhein an, preußisch zu werden?“ „Dat kann ich Ihm genau sage,“ versicherte dieser. „Stecken Sie mal den Finger ins Wasser, und wo et anfängt zu stinken, da werd's preußisch.“

Jedes Jahr am 12. August fand die Wallfahrt nach Bornhofen statt. Um 8 Uhr zog die Prozession aus rheinaufwärts und kam gegen 10 Uhr am Wallfahrtsort an. Unterwegs wurde gebetet und gesungen, aber es gab so viel zu sehen auf dem Rhein, dass von Andacht keine Rede sein konnte. Nach dem Hochamt zerstreuten sich die Pilger in die verschiedenen Wirtschaften, tranken Kaffee und verzehrten die mitgebrachten Butterbrote. Die jungen Leute kletterten auf die Berge und stöberten in den Ruinen von Sternberg und Liebenstein herum. Um 3 Uhr war wieder alles in der Kirche versammelt. Nach der Andacht bestieg man das Schiff; unter dem Gesang des Wallfahrtsliedes: „Geleite durch die Wellen, das Schifflin treu und mild,“ lichtete das Boot die Anker, und wir fuhren rheinabwärts der Heimat zu. Mit Freude denke ich noch daran zurück.

Mein Vater säte so viel Roggen und Weizen, dass der Bedarf für ein Jahr gedeckt war. Da aber auf der rechtsrheinischen Seite keine Mühle war, musste die Körnerfracht nach Boppard geschafft

werden, wo im Mühlthal sich einige Mühlen befanden. Im Sommer, gleich nach der Ernte, musste ich mit meinem Vater öfters Abends nach getaner Arbeit in einem Nachen über den Rhein zu dem Müller fahren, um die Frucht abzuliefern. Das geschah aber meist nur bei Vollmond. Mein Vater ruderte, während ich hinten am Steuer saß.

Nun begann eine neue Zeit für mich. Nachdem ich durch den pastor loci im Französischen und Lateinischen soweit vorgebildet war, dass er glaubte, ich sei fähig die Prüfung für Quarta zu bestehen, meldete ich mich in Hadamar, wo mein Bruder bereits in Secunda war, zur Aufnahmeprüfung. Eine kleine lateinische Arbeit über den Accx. e. Inf. und die oratio obliqua sowie ein deutscher Aufsatz über die Heimat wurden als genügend erachtet, ich war nun Quartaner. Der Direktor des Gymnasiums, Dr. Wesener, genannt der „alte Zeus“ war ein knorriger Westfale von hünenhafter Gestalt, den die Regierung, weil in ganz Nassau kein zur Leitung der Anstalt geeigneter Mann zu finden gewesen sein soll, sich aus der benachbarten Provinz verschrieben hatte; führte ein strenges Regiment. Pedell und zugleich Turnlehrer war ein nassauischer Feldwebel mit langem Vollbart, der uns jungen Schülern gewaltig imponierte. Am anderen Morgen betrat als erstes Dr. Deutschmann die Klasse, um mit dem Unterricht im Griechischen zu beginnen. Eine kühle, vornehme Natur, gepflegte Erscheinung, immer gut gekleidet, anscheinend aber etwas leidend, hielt er gute Disziplin. Einmal kam ich beim Aussprechen des Wortes *ánthropos* im Konflikt mit den Sprachregeln des klassischen Altertums, indem ich die Betonung statt auf die erste, auf die zweite Silbe legte und dadurch dem empfindlichen Altphilologen einen mitten ins Sprachzentrum treffenden Dolchstoß versetzt. Entsetzt sprang er auf, stellte sich auf die Fußspitzen und schmetterte das Wort heraus, die erste Silbe im höchsten Diskant und dann, in seine natürliche Stellung zurückfallen, die beiden letzten Silben zwei Oktaven tiefer.

Ganz das Gegenteil von Dr. Deutschmann war der Ordinarius der Quarta, Prof. Colombel, ein robuster, salopp gekleideter Mann mit rustikalen Manieren und von hitzigem Temperament; er unterrichtete in Latein und Deutsch und liebte es, den Unterricht mit allerlei

Mätzchen und Witzen zu verzieren, die meist nicht salonfähig waren. Ein Schüler übersetzte aus Caesar die Stelle: „Hostes impleverunt silvam, et quisquis dux stabat in agmine suo.“ folgendermaßen: „Die Feinde machten den Wald voll, und jeder Führer stand bei seinem Haufen.“ Diese Übersetzung glossierte er in einer Weise, die hier nicht wiedergegeben werden kann. Einem anderen, der aus Caesar den Ausdruck „sua sponte“ mit den Worten: „auf eigene Faust“ übersetzte, woran Professor Colombel die Benutzung eines unerlaubten Hilfsmittels zu erkennen glaubte, warf er vom Katheter aus sein Buch an den Kopf und traf ihn so unglücklich, dass der Junge laut aufschrie.

Einmal schrieb er einen Schüler, der ein ungenügendes Extemporale [*Klassenarbeit*] gemacht hatte, eine 4 in sein Notizbuch und sagt zu ihm: „Du hättest auch besser in die Hosen gesch..... das hättest du in der Elb auswaschen können, diese 4 kannst du nicht mehr auslöschen.“

Den französischen Unterricht in sämtlichen Klassen erteilte Prof. Barbienz, ein Elsässer. Er trug immer eine seidene Schildmütze, die er beim Eintritt in die Klasse mit genialem Schwung und solche Zielsicherheit über die Köpfe der Schüler hinweg nach dem Katheder [*Lehrerpult*] schleuderte, dass sie unfehlbar auf dem Tischrand niederfiel. Die Bedeutung des Teilungsartikel „en“ suchte er uns in folgender Weise näher zu bringen: Wenn ihr einen Bauer auf dem Westerwald fragt: „Habt Ihr noch Kartoffel?“ So wird er euch antworten: „Jo mer hunnere noch.“ Die beiden letzten Silben werden im Französischen durch „en“ ausgedrückt. Also „nous en avons“.

Ein bedauernswerter Mann war der Konrektor Brandscheid. Bei seiner unglücklichen Figur und seiner starken Kurzsichtigkeit war er das Ziel oft hässlicher Neckereien seitens der Schüler. Er war ein Universalgenie, es gab kein Lehrfach, in dem er nicht mit vollster Stoffbeherrschung hätte unterrichten können. Leider hatte er gar keine Disziplin. Heute spielte einer den Erkälteten und nieste die ganze Stunde hindurch. Morgen fiel ein anderer mit täuschender Natürlichkeit in Ohnmacht, wurde mit dem Tafelschwamm abgewa-

schen und schließlich ins Freie getragen, wo er lachend wieder zu sich kam. Einen böartigen Streich spielte ihm ein Schüler, der im Winter bei Beginn der ersten Stunde einen Schneeball in seinen Zylinder warf. Bis zum Ende der Stunde war der Schneeball aus dem festen in den flüssigen Aggregatzustand übergegangen, was Brandscheid nicht bemerkte. Als er ahnungslos den Hut aufsetzte, troff ihm das Wasser über Gesicht und Anzug. Ohne ein Wort über diese unglaubliche Frechheit zu verlieren, suchte er sich, so gut es ging, Gesicht und Anzug zu reinigen.

Für die Schüler das größte Gaudium, für Brandscheid aber ein diesater, ein „schwarzer Tag“ war es, wenn der nassauische Nationaldichter Philipp Keim von Diedenbergen mit seiner Frau vor dem Gymnasium Posto fassten [*sich aufstellten*] und unter Begleitung von Drehorgel und Violine von ihm selbst verfasste und vertonte Moritaten vertrugen. Sie, ein Weib von monumentaler Architektur, er ein hagerer spindeldürrer Kerl, machten eine solch' herzerreißende Musik, dass alle Hunde rebellisch wurden und sich an dem Konzert beteiligten. Bei den ersten Tönen der Drehorgel sprang die Klasse wie elektrifiziert auf, stürzte ans Fenster und warf dem Sängerpaa Kupfermünzen in den Hut. Einer sprang hinunter, kaufte ein Blatt mit dem Gedichte und trug es in der Klasse vor. Brandscheid war vollständig machtlos dagegen. „Es lösten sich alle Bande frommer Scheu“ und an eine Fortsetzung des Unterrichts war nicht mehr zu denken. – Vielleicht komme ich später, etwas eingehender auf den Dichter zurück. – Nach seiner Versetzung in den Ruhestand lebte Brandscheid noch einige Jahre in seiner Vaterstadt Wiesbaden.

Ein Original von ähnlicher Prägung war der Mathematikprofessor Müller. Er trug eine uralte Perrücke, schwarzen Gehrock und abgeschabte Zylinder. Wegen der feierlichen Würde, mit der er sich bewegte, hieß er der „Chef“. Auch „Täfelchen“ wurde er genannt, weil er bei den Klassenarbeiten die Mathematikaufgaben, die auf kleinen Papptäfelchen geschrieben waren, an die einzelnen Schüler verteilte und nach der Stunde wieder einsammelte. Eine seltsame Aversion hatte er gegen den Ausdruck: „Einen Kreis schlagen.“ Es sollte heißen: „einen Kreis beschreiben oder dergleichen.“ Ein

Schüler wurde aufgerufen, die bekannte Figur des Pythagoräischen Lehrsatzes auf die Tafel zu zeichnen und den Satz zu beweisen. Er begann mit den Worten: „Ich schlage einen Kreis“, „Nein“ schrie Müller vom Katheder, „man schlägt keinen Kreis, einen bösen Buben schlägt man hinter die Ohren.“ In den hinteren Bänken wurde während des Unterrichts fortwährend gebrummt, und es gab kein Mittel, diesem Unfug zu steuern. Da erzählte Müller einst folgende Geschichte: „Ich war kürzlich in Frankfurt und besuchte auch den zoologischen Garten. Schon beim Eintritt hörte ich ein gewaltiges Brummen; ich fragte den Wärter, was das zu bedeuten habe. „Das ist der Pavian“ erwiderte er, „und solche Kerle seid auch ihr.“ Mit homerischem Gelächter quittierte die Klasse über den Witz, und alles blieb beim Alten.

Erwähnung verdient noch Prof. Meister, den ich aber nicht näher kennen lernte, weil er nur in den oberen Klassen dozierte, und zwar Latein und Deutsch. Ein eleganter, gut gewachsener Mann, von sorgfältig gepflegten Äußerer wurde er „Der schöne Mann“ geheißen. Auf ihn hatte ein Schüler ein Gedicht gemacht, von dem ich aber nur die erste Strophe behalten habe:

„Ich bin der Mann, der Schöne
Ganz eigen meiner Art.
Hab Töchter und auch Söhne,
in Maß' um mich geschart.“-u.s.w.

Am 8. März 1867 bekam ich einen Telegram mit der Aufforderung, sofort nach Hause zu kommen, weil die Mutter lebensgefährlich erkrankt sei. Ich machte mich mit meinem Bruder unverzüglich auf den Weg, traf aber die Mutter nicht mehr lebend an. Meine Mutter war 16 Jahre verheiratet und hat in dieser Zeit 15 Kindern das Leben geschenkt. Davon leben heute nur noch 3. Und zwar mein Bruder Jakob in Herzogenrath, meine Schwester Anna in Filsen und ich. Es ist mir nicht erinnerlich, dass der Trauerfall einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hätte, ich war noch zu jung, um die ganze Tragweite dieses Verlustes zu ermessen. Erst, nach einem Jahr, als mein Vater zum zweiten Mal heiratete, merkte ich, was ich an meiner Mutter besessen, was ich auf immerdar verloren.

Von den Kindern, welche mit mir zur ersten heiligen Kommunion gingen - es waren sechs Knaben und sechs Mädchen - der lebt außer mir keines mehr. Es stimmt mich immer traurig, wenn ich, selten genug, einmal nach Filsen komme. So oft ich nach längerer Zeit das Paradies meiner Jugend wieder betrete, wo aus jedem Haus und jeder Gasse Erinnerungen an die fröhlich verlebte Kinderzeit auf mich einstürmen, befällt mich eine Art Bangigkeit. Es zieht mir das Herz zusammen und macht mir das Atmen schwer.

Als mein Bruder, der auf Oberprima saß, Ostern 1868 [*falsch: es war Weihnachten 1866*] das Gymnasium verließ, um in den Redemptoristen Orden einzutreten, ging auch ich von Hadamar fort und trat in die Untersekunda des Progymnasiums in Boppard ein.

Anfangs Mai finden in katholischen Gegenden die Bittprozessionen statt. Dieser schöne Flurgang in den schönen Morgen hinein war für mich immer eine große Freude. Die katholische Kirche, diese Mutter der Volkspoesie, führt bei diesen Bittgängen in Feld und Flur ihre Kinder hinaus und lässt sie die Wunder des Frühlings betrachten und zu dem aufblicken, der dieses Wunder geschaffen hat. Ich war etwa 6 – 7 Jahre alt, da ging ich auch mit der Bittprozession. In der Nacht vorher war Frost eingetreten, und die Kartoffeln auf dem Felde waren erfroren. An der Spitze der Prozession ging ein älterer Mann, der das Kreuz trug. Als wir an seinem Kartoffelacker vorbeikamen, wo die Pflanzen ganz braunes Laub hatten, stieß er wütend das Kruzifix in den Boden und sagte: „Guck‘ elo, wat du die Nacht gemacht hast, alles kaputt.“

Weit großartiger gestaltete sich die Fronleichnamsprozession. Am Tage vorher zogen wir in den Wald, um grüne Zweige zu holen und Blumen zu pflücken zum Besten der Dorfwege. Am Tage selbst gaben schon in aller Frühe Böllerschüsse, deren Echo von den Bergen jenseits des Rheins herüber hallte, Kunde von dem festlichen Tage. In der Kirche war, was sonst das ganze Jahr nicht vorkommt, ein Levitenamt⁴ mit drei Geistlichen, der Kirchenchor

4 Ein Levitenamt oder levitiertes Hochamt (benannt nach den alttestamentlichen Leviten), volkstümlich auch dreiherriges oder drei-

sang eine mehrstimmige Messe. Frauen und Mädchen tragen ihre besten Kleider und beten den Rosenkranz. Die Schiffe, die auf dem Rhein vorbeifahren, grüßten die Prozession mit Böllerschüssen. Die liebe Sonne beglänzt alles, und aus aller Augen sprüht Glaube und Liebe. – Ein anderes Bild. Zeit: Jahr 1924. Ort: Eine Mittelstadt Deutschlands. Die Prozession zieht durch die festlich geschmückten Straßen. Rechts und links stehen zahlreiche Gaffer, den Hut auf dem Kopfe und manche höhnische Bemerkungen. Plötzlich kommt aus einer Seitenstraße ein Rudel halbwüchsiger Jungen auf Rädern, fährt in die Prozession hinein und reißt sie auseinander. Als der Zug an der Apotheke vorbei kommt, steht der Besitzer auf dem Balkon des Hauses und, in dem Augenblick, als das Sanktissimum vorbei getragen wird, spritzt er eine übelriechende Flüssigkeit auf die Teilnehmer der Prozession. Weit und breit kein Polizist zu sehen. Das geschah zur Zeit, als die Sozialdemokraten, Marxisten und Juden an der Regierung waren. –

Der Direktor des Progymnasiums in Boppard, Dr. Esser, war ein ausgezeichnete Philologe und trefflicher Erzieher. Stets kam er, sehr sorgfältig gekleidet, in die Klasse. Ein schwarzer Gehrock umschloss den achtungsgebietenden Bauch und eine goldene Brille mit kreisrunden funkelnden Gläsern verstärkten den imponierenden Eindruck. Leider verlief mein erstes Debüt in der Klasse sehr unglücklich. Ich hatte damals die üble Gewohnheit, sehr schnell zu sprechen. Die erste Lateinstunde fing mit Virgil an, den ich schon in Hadamar gelesen hatte und zum Teil gut auswendig konnte. Nachdem das Versmaß besprochen und das skandieren der Hexameter geübt war, wurde ich aufgerufen, um einige Verse zu lesen. Mit unheimlicher Schnelligkeit rasselte ich die mir wohlbekannten Verse herunter und dachte, ein Lob einzuheimen. „War das Latein?“ fragte der Direktor, als ich aufgehört hatte, zu lesen. „Jawohl!“ antwortete ich. „Du hast zwei Stunden Arrest, dann kannst du darüber

spänniges Hochamt genannt, ist eine feierliche Form der heiligen Messe, bei der dem Zelebranten ein Diakon und ein Subdiakon assistieren, in manchen Fällen zusätzlich ein Presbyter assistens. [Quelle am 8.2.2018: <https://de.wikipedia.org/wiki/Levitenamt>]

nachdenken, ob auf eine rhetorische Frage eine Antwort gehört.“ Außerdem hatte ich den Spott der Mitschüler umsonst. Es gelang mir jedoch bald, den üblen Eindruck, den meine vorlaute Antwort hervorgerufen hatte, zu verwischen.

Ein Schüler der vorletzten Bank hatte das Missgeschick, sein Tintenfass auf dem weiß gescheuerten Fußboden fallen zu lassen. Die Tinte verbreitete sich auf dem Boden und verursachte einen gräulichen Flecken. Der Direktor eilte zur Tür und rief mit Kantorstimme, dass es durch die weiten Gänge hallte: „Siebenborn“, das war der Name des Pedellen. Als er nicht sogleich kam, schickte er einen Schüler fort, um ihm zu sagen, dass er den Tintenleck beseitigen solle. Bald darauf öffnete sich die Tür und herein kam ein frisches, keckes Mädchen von etwa 17 Jahren mit Eimer und Putzzeug. Die Klasse war über die holdselige Erscheinung höchlich erfreut, noch mehr über die angenehme Aussicht, das Mädchen bei seiner Arbeit beobachten zu können. Der Direktor aber schnaubte vor Wut und schrie das arme Ding an: „Habe ich Sie vielleicht rufen lassen? Scheren Sie sich sofort hinaus und rufen sie ihren Vater.“ Wie ein gescheuchtes Huhn flüchtete das bestürzte Mädchen aus dem Zimmer. Gleich darauf erschien Siebenborn, ein kleines, zierliches Männchen und bat da uns wehmütig um Entschuldigung.

Es begann eine harte Zeit für mich, nicht in Bezug auf die Schule, sondern hinsichtlich der äußeren Verhältnisse. Zunächst entsprach meine Kleidung in keiner Weise auch nur den aller bescheidensten Anforderungen. Die Jacke, die ich schon in Hadamar arg strapaziert hatte, war verschlissen und vielfach mit verschiedenfarbigen Fliken besetzt; ich konnte sie in die Klasse nicht mehr anziehen. Das sahen meine Eltern auch ein, aber sie hatten nicht die Mittel, mir eine neue zu kaufen. Es wurde nun beratschlagt, was zu machen sei. Unglücklicherweise verfiel man zuletzt auf den schrecklichen Gedanken, den Kommuniionsrock meines Vaters für mich umändern zu lassen. Die Dorfschneiderin wurde bestellt, brachte es aber natürlich nicht fertig, aus einem Rock mit langen Schößen für mich eine Jacke zu konstruieren. Die Schöße wurden zur Hälfte abgeschnitten, die Ärmel kürzer gemacht und sonst nirgends geändert.

Aber der Rock war und blieb viel zu weit für mich; ich sah darin aus wie ein Clown. Wo ich hinkam erregte ich Aufsehen. Nie vergesse ich den Augenblick, den Tumult und Lärm, als ich zum ersten Mal in diesem Aufzug die Schule betrat. Die Schüler brüllten vor Vergnügen, drehten mich um und um und fingen immer von Neuem an zu lachen. Wie lange ich diesen Rock tragen musste, kann ich mich nicht mehr erinnern. Es war ja eine Grausamkeit, wie ich behandelt wurde; aber die Jugend kennt kein Erbarmen. Wenn sie gewusst hätten, in welcher Armut und Not wir lebten, wären sie vielleicht mitleidiger gewesen. Meine dürftige Kleidung warf, namentlich im Winter, einen trostlosen Schatten auf mein Daheim. Ich hatte weder Handschuhe, noch Unterhosen, noch Überzieher. Oft mussten wir in bitterer Kälte, schutzlos Sturm und Regen preisgegeben, 20 bis 30 Minuten in der Frühe warten, bis wir übergesetzt wurden. Die Fähre gehörte nämlich der Stadt Boppard, und diese hatte in dem Vertrage mit dem Fährmann festgesetzt, dass er die rechtsrheinischen Schüler umsonst befördern müsse. Das war für den Mann eine Quelle von dauerndem Ärger und Verdruss. Wie oft riefen wir „Hol' iwer“, aber er rührte sich nicht. Die Mitschüler, die auf der anderen Seite gerade zur Schule gingen, riefen uns zu „Bleibt driewen“. Wie manchmal kamen wir zu spät in die Klasse, oft zu Eis erstarrt. Die Winter waren vor 60 – 70 Jahren bestimmt strenger, als in der heutigen Zeit. Fast regelmäßig Anfang Januar fror der Rhein zu oder führte starkes Treibeis, so dass wir nicht überfahren konnten. Meist hatten wir zwei bis drei Wochen Eisferien.

Morgens zum Kaffee - natürlich kein Bohnenkaffee, sondern Korn oder Malz - gab es geröstete Kartoffel, als Frühstück bekam ich ein Stück trockenes, hartes Brot mit in die Schule. Ein Lichtblick für mich war das Mittagessen. Weil wir Nachmittags von 2 Uhr bis 4 Uhr Unterricht hatten, konnten wir über Mittag nicht heim. Mein Vater hatte bei einem Metzger in der Steingasse für 25 Pfennig ein Mittagessen für mich ausgemacht. Die Frau hatte keine Kinder und gab mir zu essen, so viel ich nur wollte, jeden Tag Fleisch, Gemüse und Kartoffeln; ich hatte es nun weit besser, als meine Eltern und Geschwister. Sehr misslich waren für mich die Wintermonate, wo ich

meist bei Licht meine Schulaufgaben machen musste. Außer dem Wohnzimmer gab es keinen Raum für mich. Inmitten einer Horde kleiner Kinder⁵ machte ich mathematische Gleichungen, deutsche Aufsätze, lernte Griechisch und Latein und so weiter. Das war oft recht schwer. Der Direktor Esser machte eine glänzende Karriere und wurde befließlich Ministerialdirektor im Kultusministerium in Berlin.

Als ich das Progymnasium in Boppard mit der Reife zur Prima absolviert hatte, musste ich zu meinem Leidwesen das Winterstudium aufgeben, weil mein Vater die Kosten nicht mehr aufbringen konnte. Das war der größte Schmerz, den ich bis dahin erlebt habe. Es galt nunmehr, einen Beruf zu ergreifen, der mich möglichst bald selbstständig machen konnte. Gern wäre ich Kaufmann geworden, weil ich glaubte, in diesem Beruf ein schönes Stück von der Welt zu sehen und Land und Leute kennenzulernen. Aber mein Vater gab das nicht zu und meldete mich kurzer Hand für den Postdienst an. Ich wurde zum ersten Mai 1870 zur Erlernung des Postdienstes nach Rüdesheim einberufen und bekam vom ersten Tage an eine Beihilfe von monatlich 30 Mark, und genau für diesen Betrag erhielt ich bei dem nachmalig sehr bekannt gewordenen Müller in der Drosselgasse Kost und Logis. Als ich mich bei dem Postamt meldete, traf ich überall auf eine fröhliche Stimmung. Später erfuhr ich, dass am selben Tag Stephan Generalpostmeister geworden war. Man erhoffte von ihm eine wesentliche Besserung der dienstlichen Verhältnisse, insbesondere eine Erhöhung der Gehälter, ein Traum, der nicht restlos in Erfüllung ging. Ich musste mir nun gleich eine Uniform anschaffen. Diese war im Schnitt u.s.w. der damaligen Uniform der Infanterieoffiziere ganz ähnlich, nur die Streifen an Mütze und Kragen waren orange, während sie bei den Offizieren eine rote Farbe hatten. Schon nach 2 Monaten wurde ich nach Gladenbach versetzt. Der Deutsch-Französische Krieg war ausgebrochen, und ein Beamter war zum Heeresdienst einberufen, dessen Stelle ich einnehmen sollte, obgleich ich vom Postdienst fast noch nichts verstand. Meine Bezüge wurden auf 45 Mark monatlich erhöht. Über

⁵ Zu diesem Zeitpunkt lebten: Katharina (14), Jakob Wilhelm(5), Anna Ursula(4). Die Kinder aus zweiter Ehe wurden erst ab 1870 geboren.

die geographische Lage von Gladenbach war ich ganz im Dunkeln; mit Hilfe der Karten konnte ich mich orientieren, ich musste mit der Bahn über Frankfurt - Gießen - Fronhausen und von da noch zwei Stunden mit der Post[kutsche, 14 km]fahren. In der Versetzungsverfügung war vorgeschrieben, dass ich mich bei der Durchreise durch Frankfurt bei dem Oberpostdirektor zu melden hätte. Das war für mich eine schwere Aufgabe. Ich war noch niemals in einer großen Stadt gewesen und musste vom Taunusbahnhof - der Hauptbahnhof bestand noch nicht - durch die große Gallus Gasse, Roßmarkt, Zeil zum Hauptpostamt gehen, noch dazu in Uniform, in der ich mich gar nicht zu benehmen wusste. Als ein Soldat, wahrscheinlich ein Rekrut, vorbei ging und Horrens machte, wusste ich gar nicht, was das zu bedeuten habe und eilte bestürzt weiter. Ein Bürodienner mit wichtiger Miene meldete mich bei dem Oberpostdirektor. Mit Herzklopfen betrat ich den großen Raum, in dessen Mitte ein feingekleideter Herr an einen mächtigen Schreibtisch saß, mit souveränen Kopfnicken meinen devoten Gruß erwidern. Kühl und gemessen gab er mir kurz einige Ermahnungen, und ich war entlassen. Ich hastete zum Bahnhof, setzte meiner Reise fort und kam gegen Abend mit dem Postwagen in Gladenbach an. Der Amtsvorsteher, ein untersetzter, korpulenter Mann, empfing mich freundlich und sagte mir, ich möge bei der Witwe Müller, die eine Bäckerei hatte, nachfragen, ob sie mich aufnehmen wolle. Ganz entschieden lehnte die Frau das ab, weil mein Vorgänger, der bei ihr gewohnt habe, fort sei ohne seine Schuld zu begleichen, sie wolle keinen Postbeamten mehr. Betrüb und gekränkt schlich ich mich aus dem Hause fort und teilte, mit Tränen in den Augen, dem Postmeister meinen Misserfolg mit. Da nahm er mich beim Arm und sagte: „So, nun gehen wir gleich wieder zu Frau Müller hin.“ Auf seine Vorstellungen hin und dem Versprechen, für mich zu bürgen, willigte die Frau schließlich ein und nahm mich als Hausgenossen auf. Zunächst gab sie mir ein gutes Abendessen, was ich, da ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte, dankbar annahm. Ich bekam ein einfaches Zimmer mit Bett, Tisch und Stuhl, worauf eine Waschschiüssel stand. An der Wand hing ein Bild des früheren Herzogs von Nassau und

einige vergilbte kleine Photographien. Ich sollte monatlich 36 Mark bezahlen für Kost, Logis und Besorgung der Wäsche, was ich auch treulich getan habe. Somit blieben mir noch 9 Mark übrig, womit ich meine sonstigen Bedürfnisse gut bestreiten konnte. Bald fühlte ich mich in dem Hause glücklich und geborgen.

Der Dienst war nicht sonderlich schwer. Telefonie und Telegraphie gab es noch nicht, ebensowenig Zahlkarten, Zahlungsanweisungen, Postaufträge u.s.w. Die Post war damals nur eine reine Beförderungsanstalt für Briefe, Pakete und Zeitungen. Jeden Tag hatte ich von 8 – 12 und von 2 – 7 Schalterdienst zu versehen und ansonsten jede Nacht um 3 Uhr die Personen-Post nach Fronhausen abzufertigen. Um mich zu wecken, musste der Briefträger gegen 3 Uhr mit einer langen Stange so lange an mein Fenster klopfen, bis ich mich meldete. Ich machte mich dann auf den Weg zum Postamt, fertigte die Post und die Reisenden ab und eilte wieder in das warme Nest. Der Postillon gibt mit dem Horn das Abfahrtssignal und fährt hinaus in die dunkle Nacht.

Frau Müller hatte eine Tochter von etwa 18 Jahren, ein hübsches schwarzlockiges Mädchen von bezauberndem Wuchs und sehnsuchtsvoll träumerischen Augen. Zum ersten Mal in meinem Leben trat ein Wesen in meinen Gesichtskreis, das durch seinen Liebreiz und seine jugendliche Frische mich vollständig gefangen nahm. Manchmal stand mir der Atem still, wenn ich abends bei der Lampe Dämmerchein ihr gegenüber saß und in ihre dunklen Augen blickte. Schweigend stützte sie das Kinn in ihrer Hand und sah zuweilen mit erstaunten Augen mich an. Wir sprachen erst nicht zusammen; ich selbst war zu unerfahren, um ihr den Hof zu machen. Es war ein Rausch, der plötzlich über mich kam, alle Leidenschaft meines Lebens war erwacht und drängte mit elementarer Gewalt ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltsam. Ich erschrak vor der Aussicht, jetzt jeden Tag das Mädchen sehen zu müssen und es doch niemals besitzen zu können. Wie sollte das enden? Doch, es ging leichter als ich geglaubt. Ich nahm mein Herz fest in die Hand und gelobte mir, koste es, was es wolle, über die Leidenschaft Herr zu werden. Dies gelang mir umso besser, nachdem ich erfahren hatte dass

das Mädchen bereits einen Schatz hatte, der zum Heeresdienst eingezogen war und an der Front stand. Ein und ein halbes Jahr habe ich in dem Hause gelebt und das Mädchen niemals auch nur angerührt. Friedlich lebten wir, wie Geschwister, nebeneinander. Bald nach Beendigung des Krieges heiratete sie ihren Soldaten, einen wohlhabenden Kaufmann. Ich hätte damals leicht unter der Jugend des Ortes Eroberungen machen können, da ich außer dem Förster der Einzige war, der eine hübsche Uniform trug. Täglich machten die jungen Mädchen mir Fensterpromenaden oder kamen an den Schalter, um eine Freimarke zu kaufen, aber ich war zu schüchtern und unerfahren und nach dem Erlebnis mit meiner Hausgenossin auch nicht mehr Willens, mich von Neuem in ein so gefährliches Abenteuer zu stürzen.

Der Postmeister wollte mich auch in die Gesellschaft einführen. Zur Vorbereitung sollte ich jeden Tag die „Kölnische Zeitung“ lesen und außerdem noch eine andere Zeitung nach meiner Wahl. Ich tat dies auch, konnte mich aber nie dazu verstehen, Abends mit ihm auszugehen.

Aus Gladenbach und den umliegenden Ortschaften war eine ziemliche Anzahl junger Leute zum Heeresdienst eingezogen. Daraus erwuchs für mich eine ungerechte Arbeit. Die älteren Leute, die vielfach nicht lesen und schreiben konnten, kamen zu mir und baten mich, in ihrem Namen an die Söhne zu schreiben. Das habe ich auch gern getan, da ich dienstlich nicht sonderlich in Anspruch genommen war. Schlimmer wurde es, als mit der längeren Dauer des Krieges die Soldaten allerlei aus der Heimat geschickt haben wollten: Zigarren Tabak, Lebensmittel, Strümpfe u.s.w. Das war für die Landleute schwierig, weil ein bestimmtes Gewicht und Größe der Feldpostpakete vorgeschrieben war. Bald kam der Eine, bald der Andere auf die Post und baten mich, die Sachen zu verpacken. Als es erst ruchbar geworden war, dass ich das Verpacken besorge, betrachteten die Leute dies befließlich als meine Pflicht. Übrigens waren sie nicht undankbar. Im Herbst bekam ich Äpfel, Wurst, Eier in Hülle und Fülle. Da ich selbst keinen Gebrauch davon machen konnte, gab ich alles meiner Wirtin.

18 Monate war ich in Gladenbach und habe in dieser Zeit niemals eine katholische Kirche gesehen. Einmal ging ich, um mein Bedürfnis nach religiöser Erbauung zu befriedigen, in die evangelische Kirche, aber da der Pfarrer heftig über Rom, Papsttum, Aberglauben und Ablass loszog, verging mir die Lust, ein zweites Mal einen solchen Sermon anzuhören.

Am 1. September 1871 wurde ich nach Sachsenhausen bei Frankfurt am Main versetzt. Schweren Herzens trennte ich mich von dem lieb gewonnenen Ort und den guten Leuten. Morgens um 8 Uhr stieg ich in Uniform zu den Postillion auf den Bock. Unter den Klängen des Liedes: „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“ fuhr der Wagen ab und ich nahm wehmütigen Abschied. Alle Fenster und Türen öffneten sich. Die Leute winken und riefen mir Abschiedsgrüße zu; ich fuhr einer ungewissen Zukunft entgegen. Gegen Abend kam ich in Sachsenhausen an, meldete mich beim Postamt und musste dann auf die Wohnungssuche. Bei einem alten kinderlosen Ehepaar fand ich schließlich ein dürftig möbliertes Zimmer, für das ich mit Kaffee 15 Mark monatlich bezahlen sollte. Mittag und Abendessen musste ich im Wirtshaus nehmen. Ich ging aus, trank ein Glas Bier und auch dazu ein Stück Brot mit Wurst. Dann suchte ich mein Zimmer auf, um mich zur Ruhe zu legen. Ein unnennbares Weh erfasste mich, ein Weh, für das es keine Heilung gibt, das Heimweh. Ich hatte niemand, in dieser großen weiten Stadt niemand, der ein liebes Wort zu mir sagte. Heulend warf ich mich aufs Bett und weinte unaufhörlich, bis die Natur ihr Recht forderte, und ich einschlief. Sechs Wochen dauerte dieser fürchterliche Zustand. Wenn ich durch die Straßen der Stadt irrte und nur fremde, gleichgültige Gesichter sah, wusste ich: es gibt keinen Ort, wo man so sterbensallein ist, wie in einer großen Stadt. Nie bin ich in Frankfurt heimisch geworden und niemals bin ich glücklicher gewesen, als ich im Frühjahr 1873 wieder nach Rüdeshheim versetzt wurde. Ich fand, wie im Beginn meiner Laufbahn, wieder bei Müller in der Drosselgasse Aufnahme und war vom ersten Tag an daheim.

Aber die Drosselgasse hatte inzwischen Weltruf erlangt. Durch einen Artikel in der Gartenlaube wurde man auf sie aufmerksam

und es gab eine Zeit, wo man von jeder Drehorgel ein Lied hörte: „Zu Rüdeshheim in der Drosselgass“.⁶ Der alte Müller hatte seinen Sohn Jean Baptiste (Schambes genannt) nach Berlin in eine Weingroßhandlung getan, wo er das Panschen gründlich erlernte. Dann baute er das Haus um, richtete ein feudales Weinzimmer ein, und der Betrieb nahm einen märchenhaften Aufschwung. Alle Fremden, die nach Rüdeshheim kamen, mussten in der Drosselgass' gewesen sein. Ein Assessor aus dem Siegerland verlobte sich in weinseliger Stimmung mit der schwarzäugigen Tochter des Hauses, löste aber nach Jahresfrist das Verlöbnis wieder auf.

Der Postdirektor, ein früherer Kalkulator der Taxis'schen Postverwaltung, war seiner Stellung in keiner Weise gewachsen. Einst gab er mir einen Bericht zur Anfertigung der Reinschrift, der einen Antrag auf Vermehrung des Beamtenpersonals zum Gegenstand hatte. Es handelte sich um Einrichtung einer neuen Postverbindung zwischen Rüdeshheim und Bingerbrück unter Benutzung des Trajektbootes. Um die Schwierigkeit des Dienstes zu schildern, gebrauchte er das Wort „strapaziös“, schrieb aber „strabaziös“. Im Weiteren sprach er von der „Beschränktheit der Beamten“ statt von der beschränkten Zahl der Beamten. Das wollte ich mir nicht gefallen lassen, und ich fragte den Sekretär, was ich tun sollte. Dieser aber fauchte mich an und schrie: „Das geht sie gar nichts an, schreiben Sie, was da steht.“ Im Juni legte ich das Assistenten-Examen ab, das ich in allen Teilen mit „Gut“ bestand, und bekam von dem Tage ab 3 Mark

⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die lokale beliebte Ausflugsziele. Der „Drosselhof“ buhlte mit Live-Musik um Kunden und ließ hierzu auch eigene Trinklieder schreiben. Der Wirt Johannes Müller bot Studenten der Binger Technischen Hochschule sonntags kostenlose Bewirtung, wofür diese im Gegenzug durch Singen von Kneipliedern Gäste anlocken sollten. 1887 verfasste Otto Hausmann eigens das Lied „Zu Rüdeshheim in der Drosselgass“, das auch in den Anfangsjahren des deutschen Rundfunks als geglückte Marketing-Aktion vielfach zwischen den Sendungen gespielt wurde, als der Tourismus-Boom nachließ, der auf die Einweihung des Niederwalddenkmals folgte. [Quelle am 8.2.2018: <https://de.wikipedia.org/wiki/Drosselgasse>]

täglich. Ich war nun in der Lage, meinem Vater von meinem Einkommen eine gewisse Summe monatlich abzugeben und freute mich, für die großen Opfer, die er für meine Ausbildung gehabt hatte, ihm wenigstens eine kleine Erleichterung bieten zu können. Bis zu meiner Verheiratung – 13 Jahre lang - habe ich diese moralische Verpflichtung eingehalten.

Der Postdirektor hatte eine noch junge, hübsche Frau, die sich von einem schneidigen PostAssistentin die Cour [sich umwerben lassen] machen ließ, wie es schien, nicht ohne Erfolg. Dieser Beamte war vom Ostseestrand - Tiegenhof an der Kurischen Nehrung - an den Rhein versetzt worden, kam stets in Zylinder und Glacéhandschuhen zum Dienst und hatte die Allüren des Reserveleutnants. Mit dem Selbstgefühl eines preußischen Vorkriegsassessors verband er weltmännische Gewandtheit und war auch bei der sogenannten haute volée nicht ungern gesehen. Im übrigen war er der Typus der anmaßenden, vorlauten Preußen, die uns Süddeutsche als inferiore [niedrige] Menschen betrachten. In Rüdesheim verlebte ich schöne, glückliche Tage.

Nach einem Jahr wurde ich nach Biebrich versetzt. Dem Postamt war ein Major a.D. zugewiesen, der als Postdirektor in Aussicht genommen war und im Postdienst ausgebildet werden sollte; er wurde mir zur speziellen Unterweisung anvertraut; es war ein gebildeter, ungemein kenntnisreicher Mann, der mit einer seltenen, plastischen Anschaulichkeit aus dem Kriege erzählen konnte; ihm zuzuhören war ein Genuss. Einmal lud er mich in seine Wohnung in Wiesbaden zum Mittagessen ein. Glücklicherweise waren außer seiner Frau keine sonstigen Gäste anwesend. Es fehlte mir leider der gesellschaftliche Schliff, um in solchen Kreisen mit Sicherheit sich bewegen zu können. Man ließ es mich aber nicht fühlen und sah über manche Ungeschicklichkeit wohlwollend hinweg. Spätere Einladungen habe ich abgelehnt.

Ich hatte Tag für Tag Schaltdienst zu versehen. Eines Tages kam eine Engländerin und hatte allerlei Korrespondenz nach dem Auslande. Da sie sehr wenig deutsch, und ich kein Englisch verstand,

einigten wir uns schließlich mit Französisch. Sie stellte meine Geduld auf eine harte Probe, zum Ende aber kamen wir doch gut auseinander. Beim Fortgehen sagte sie zu mir: „Sie sind der erste, höfliche Postbeamte, den ich in Deutschland angetroffen habe.“ „Die Postbeamten sind alle besser, als ihr Ruf“ antwortete ich ihr, einen Ausspruch von Maria Stuart variierend.

Von Biebrich wurde ich nach Dillenburg versetzt, wo es mir dienstlich und außerdienstlich recht gut ging. Ich hatte ein sehr gutes Kosthaus, Bäckerei und Bierbrauerei; es wurde aber nur sogenanntes obergäriges Bier gebraut, das wenig Alkohol hatte, aber sehr durstlöschend war und für 6 Pfennig das Glas verkauft wurde. Ich konnte so viel trinken, wie ich wollte, ohne es zu bezahlen. Die Wirtin war Witwe und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Beide waren sehr korpulent. Der Sohn wurde bei der Musterung zum Militär wegen Fettleibigkeit zurückgestellt, die 17-jährige Tochter wog 180 Pfund.

Nach 5 Monaten wurde ich nach Diez versetzt, wo ich gleichfalls angenehme Verhältnisse antraf. Der Direktor war ein jovialer alter Herr, der gern auf die Jagd ging, er ließ fünf gerade sein und war zufrieden, wenn alles seinen gewohnten Gang ging. In seiner Gesinnung vornehm, hat er niemals einem Beamten weh getan. Ein unliebsames Intermezzo bereitete mir die vorübergehende Redaktion der „Lahn und Aarzeitung“, ein in Diez täglich erscheinendes liberales Blatt. Der Redakteur, Herr Lorenz, ein armer Teufel, fristete ein kümmerliches Dasein, da das Blatt nur etwa 200 Abonnenten hatte. Eines Tages wurde er krank und bat mich, da er sonst niemand habe, für kurze Zeit die Redaktion der Zeitung weiterzuführen. Ich sagte zu und wurde neben dem Postdienst noch Redakteur. Es war für mich keine leichte Aufgabe. Politisch ganz unerfahren sollte ich jeden Tag einen politischen Leitartikel schreiben, freitags einen Wochenbericht, dazu noch die Lokalnachrichten. Dafür hatte ich übrigens die Briefträger und Landbriefträger an der Hand, die mir über die Vorkommnisse in Stadt und Land berichten mussten. Ich arbeitete viel mit Rotstift und Schere, und schrieb, wo ich konnte, von anderen Zeitungen ab. Nach etwa 14 Tagen fragte mich der

Chef: „Sagen Sie mal, Herr Hellbach, ist Ihnen noch nicht aufgefallen, dass die Lahn und Aarzeitung immer schwärzer wird?“ „Nein, das habe ich noch nicht bemerkt,“ antwortete ich harmlos, änderte aber von da ab den politischen Kurs der Zeitung und lenkte wieder in das liberale Fahrwasser ein. Schweren Kummer machte mir das Feuilleton. Da es pressegesetzlich verboten war, ohne Erlaubnis des Verlages Romane aus anderen Zeitungen nachzudrucken, fabrizierte ich zunächst selbst allerlei Kleinigkeiten, „Die Memoiren eines Briefkastens“, „Die Entwicklung der Telefonie“, „Das Abenteuer in der Neujahrsnacht“ und dergleichen. Dann übersetzte ich aus einem alten Schmöker einen französischen Roman. Nebenbei leistete ich mir im lokalen Teil allerhand Scherze. Nach etwa 6 Wochen übernahm Herr Lorenz wieder die Redaktion; ich musste nun auch den Roman zum Schluss bringen. Es bleibt mir nichts übrig, als den beiden Liebenden ein gewaltsames Ende zu bereiten. Für die Dauer meiner Beschäftigung in Diez war ich auch lokaler Berichterstatter für den „Rheinischen Kurier“ in Wiesbaden gegen ein Zeilenhonorar, das meiner Kasse manche Mark zu führte.

Ein angenehmes Kommissorium war für mich die Einrichtung einer Postagentur im Bahnhof in Balduinstein; ich bekam den Auftrag, den Stationsvorsteher im Postdienst auszubilden. Da Balduinstein nur etwa 5 km von Diez entfernt war, konnte ich bequem mit der Bahn hin und zurück fahren. Ich tat das aber nicht, sondern ging, weil es Frühjahr war, immer zu Fuß über die Höhen und Schloss Schaumburg - ein herrlicher Spaziergang.

Von Dietz wurde ich nach Oberlahnstein versetzt. Hier fand ich bei dem Stadt-Kaffee-Rendanten Zils angenehme Wohnung; er hatte zwei Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn studierte in Bonn und wurde später Rechtsanwalt, der Jüngere war geistig nicht ganz normal, aber harmlos. Die beiden Töchter, Mitte der Zwanzig, unschön und sommersprossig, machten alle Anstrengungen, sich zu verheiraten, aber immer ohne Erfolg. Sie waren, vermutlich die jüngere, witzig und schlagfertig und richteten die Pfeile ihres Witzes und Spottes in der Regel auf diejenigen, die sich nicht zu wehren verstanden, und dazu gehörte auch ich.

Als ich am Weihnachtsabend vom Dienst nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer einen großen Korb mit feinen Geschenken: Eine große Kiste Zigarren, obwohl ich nie rauchte, mehrere Flaschen Wein, Obst, Kuchen, Schokolade und sonstige leckere Sachen. Aus der beigelegten Karte entnahm ich den gütigen Spender: Herr von Lessing, der Besitzer der Burg Lahneck; es sollte eine Anerkennung sein für die mancherlei Gefälligkeiten, die ich ihm und den Seinigen im Laufe des Jahres erwiesen hatte.

Herr Zils ging jeden Abend zum Bier, während seine Frau mit den Töchtern 66 spielte. Diese aber suchten sich zu drücken und trieben, statt mit der Mutter zu spielen, gern sonstige Allotria [*dummes Zeug, Dummheiten, Albernheiten*]. Die alte Frau ließ mir keine Ruhe, bis sie mir die Spielregeln beigebracht hatte. Ein ganzes Jahr spielte ich nun mit ihr jeden Abend 66, aber nie um Geld. Dazu gehört übrigens viel Idealismus, stundenlang um Pfennige, oder gar um Nichts zu spielen.

In Oberlahnstein war damals auch ein Sohn des Medizinalrats Dr. Hellbach in Braubach, der Postsekretär Hermann Hellbach, beschäftigt. Wir verkehrten nur dienstlich zusammen, weil ich kein Geld hatte, um jeden Abend mit ihm ins Casino zu gehen. Dagegen wurde ich öfters nach Braubach eingeladen, wo ich auch gern hinging; die alte Dame mochte mich gut leiden. Sie hatten zwei Töchter, die älteste war an den Weinkommissionär Choisi in Oestrich verheiratet, die jüngere, ein sehr schönes Mädchen von prachtvoller Figur, wurde von den Offizieren der Koblenzer Garnison stark gouffiert; sie heiratete später den Forstmeister Winter in Niederlahnstein.

Öfters machte ich damals den Weg von Oberlahnstein nach Filsen zu Fuß, und zwar immer Nachts, um meine kranke Schwester zu sehen. Nach Dienstschluss um 8 Uhr ging ich fort und kam gegen Mitternacht in Filsen an. Ich setzte mich zu ihr ans Bett und jedes Mal musste ich feststellen, dass ihr Lebenslicht immer schwächer wurde. Morgens um 4 Uhr trat ich den Rückweg an, weil ich um 7 Uhr wieder im Dienst sein musste. Der Weg war unheimlich; bei stockfinsterer Nacht allein am Wasser vorbei. Bei jedem Geräusch

fasste ich meinen Knotenstock fester in die Faust, um nötigenfalls mein Leben zu verteidigen. Dazu kam noch meine Gespensterfurcht, von der ich trotz meines Alters nicht ganz frei war. Im Herbst mussten die Winzer nach gesetzlicher Vorschrift jedes 10. Legel Trauben als Abgabe an die „Herrschaft“ abgeben. Auf den Ruf: „Hol' Zehnten“ kam dann ein Mann, holte die Trauben und trug sie zum Wagen der Herrschaft. Es ging die Sage, Nachts zwischen 12 Uhr und 1 Uhr ginge ein Mann, der die Abgabe des Zehnten verheimlicht habe, durch die Weinberge und rufe mit hohler Stimme: „Hol' Zehnten“. Ein anderer, der einen Grenzstein verrückt habe, trage nachts einen glühenden Grenzstein auf dem Rücken und wandere langsam auf und ab. Weder von dem einen noch vom anderen habe ich etwas gesehen oder gehört.

Nicht lange nachher bekam ich den Auftrag, die Postagentur in Kestert einzurichten und den Postagenten sowie seine Frau im Post- und Telegraphendienst auszubilden. Der Postagent, ein Maurer, hatte auf der linken Rheinseite einen Steinbruch und fuhr jede Nacht über den Rhein, um Steine zu holen. Infolgedessen war er tagsüber müde und schlief regelmäßig ein. Es war eine fürchterliche Arbeit, ihm das Morsealphabet einzutrichtern und die Handgriffe beim Telegrafieren beizubringen. Ich hatte nur eine Frist von 6 Wochen und sollte auch noch seine Frau ausbilden. Diese aber weigerte sich ganz entschieden, bei mir das Telegrafieren zu erlernen, und sie hat während meiner Anwesenheit das Dienstzimmer niemals betreten. Ich bin ihr in keiner Weise zu nahe getreten, und doch hatte sie eine unerklärliche Scheu vor mir. Ich berichtete an die Oberpostdirektion und diese verfügte, die Frau solle den Dienst später von ihrem Mann lernen. Es war eine Sisyphusarbeit, die ich in Kestert geleistet habe.

Gleichzeitig mit Kestert wurde auch in dem nahen Osterspai eine Postagentur eingerichtet. Die Verwaltung wurde dem Rentenmeister des Freiherrn von Prenchen, der auf Schloss Liebeneck residierte, Herrn Sanerbrey, übertragen. Zu seiner Ausbildung war der Postassistent Stahl von Limburg abkommandiert; er war ein lieber Kerl, aber leichtsinnig. Sanerbrey hatte unter seinen Kindern ein

Zwillingspaar, zwei hässliche Mädchen von etwa 17 Jahren. Die beiden waren nicht zu unterscheiden; ich wenigstens konnte es nicht. Merkwürdigerweise hatten sie auch beide auf der linken Wange ein Muttermal, ein kleiner, brauner Fleck, etwa linsengroß, der ihrer Schönheit aber keinen Eintrag tat. In meiner freien Zeit kam ich nun auch öfters nach Osterspai und erlebte in der Familie manche schöne Stunde. Der Kollege Stahl hatte mit einem der Mädchen ein Verhältnis angefangen und beide betrachteten sich als verlobt. Als er nach Ablauf seines Commissariums wieder nach Limburg zurückgekehrt war, fing er an, dem Mädchen Geschenke zu machen, die in keinem Verhältnis zu seinem Einkommen standen. Jeden freien Tag kam er von Limburg nach Osterspai und verlebte hier selige Stunden. Um den Aufwand, den er machte, bestreiten zu können, griff er in die Kasse; der Defekt wurde größer und größer und war schließlich nicht mehr zu verheimlichen. Mit logischer Konsequenz musste die Katastrophe eintreten. Bei einer unvermuteten Revision wurde ein ganz erheblicher Fehlbetrag festgestellt. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, nahm der Unglückliche den nächsten Zug nach Mainz, warf sich vor die Lokomotive und ließ sich überfahren. Ein erschütterndes Ende.

Von Oberlahnstein kam ich nach Bockenheim bei Frankfurt a.M.. Hier hatte ich einen miesepetrigen Vorsteher aber angenehmen Kollegen. Der Postdirektor, ein früherer Beamter der Taxis'schen Verwaltung war seinem Amt und auch den Beamten nicht gewachsen. Als Letztere schließlich in passive Resistenz traten, griff die Oberpostdirektion ein. Mit einem Schlag wurden sämtliche Beamte versetzt; ich kam zum Bahnhofspostamt in Frankfurt (Main), blieb aber in Bockenheim wohnen. Der Amtsvorsteher, Postdirektor Andress - eine imposante Gestalt, war als ein strenger, unerbittlicher Mann gefürchtet. Als ich mich bei ihm zum Dienst meldete, sagte er: „Ich werde Ihnen etwas sagen Herr Hellbach, es ist mir von oben nahegelegt worden, Ihnen, wie man sagt, den Daumen aufs Auge zu halten; das fällt mir aber gar nicht ein; wenn Sie ihre Pflicht tun, sind Sie mir so lieb wie jeder Andere.“ Ich kam in die Briefabfertigung und musste bis zur Bewusstlosigkeit Briefe sortieren, meine

geographischen Kenntnisse aber erweiterten sich zusehends. Eines Abends, alles hatte die Hände voll zu tun, sagte ein Kollege zu mir: „Fragen Sie doch mal den Vorsteher, wo ‚Spalt‘ liegt.“ Ohne zu wissen, warum, tat ich das auch, aber ein Donnerwetter sauste auf mich herab: „Was, Sie junger Mann, Sie wissen nicht, wo Spalt liegt, das ist zu unerhört. Spalt liegt in Mittelfranken und erzeugt den besten Hopfen in ganz Deutschland.“ Daran knüpfte er einen längeren Vortrag über Hopfen und Bier. Alles lachte über meinen Reinflall. Der Vorsteher war ein bedauernswerter Mann, alter Junggeselle, Melancholiker und Hypochonder, der sich später aus dem Fenster seiner Wohnung im dritten Stock auf das Straßenpflaster stürzte und sofort tot war.

Nach etwa 14 Tagen bekam ich den Entwurf eines Dienstplanes zum Abschreiben. Ich gab mir alle Mühe, den Plan so schön und sauber abzuschreiben, wie ich vermochte. Die Überschrift in Rundschrift usw. Nach drei Tagen wurde ich zum Chef befohlen. Als ich mich meldete, hatte er den von mir geschriebenen Dienstplan in der Hand und fragte mich: „Haben Sie vielleicht Lust, bei mir im Amtsbüro zu arbeiten?“ Freudig überrascht gab ich sofort meine Zustimmung und zog anderen Tags in das Vorzimmer des Chefs ein. In der Anfertigung von Berichten und der Führung des Schriftwechsel war ich noch sehr unerfahren und ungelenk. Gleich am ersten Tag sollte ich den Tod eines Postschaffners dem Oberpostdirektor anzeigen, sowie Pension und Hinterbliebenenbezüge beantragen. Der erste Satz meines Briefes lautete: „Heute Nacht ist der Postschaffner X. verendet.“ Als der Chef das las, kam er heraus und gab mir den Brief zurück mit den Worten: „Eine Kuh verendet, aber ein Postschaffner stirbt.“ Er war eine sozial angelegte Natur. Schon vor 45 Jahren, als noch kein Unterbeamter mit „Herr“ angeredet wurde, gab er mir ein Schreiben an einen kranken Postschaffner zurück und sagte: „Schreiben Sie, Herrn Postschaffner.“ Ich hatte die Bearbeitung der Personalangelegenheiten zu besorgen, was bei etwa 200 Beamten und 300 Unterbeamten keine leichte Sache war. Mit Lust und Liebe arbeitete ich mich ein und hatte bald die Freude, dass der Chef mir seine Zufriedenheit aussprach. Nach Jahresfrist, als er meine

Brauchbarkeit erkannt hatte, fragte er mich, ob ich nicht Lust habe, mich zum Staatsexamen zu melden. Als ich ihm erwiderte, dass zum höheren Examen doch das Abitur verlangt werde, während ich nur die Reife für Unterprima habe, sagte er: „Gewiss, das weiß ich wohl, aber der Versuch ist ja nicht strafbar; melden Sie sich doch.“ Ich hielt es für ausgeschlossen, dass bei der aristokratischen, konservativen Natur des Oberpostdirektors mein Gesuch dem Reichspostamt vorgelegt werde. Außerdem war meines Wissens nach kein Präzedenzfall vorhanden. Ich machte das Gesuch, das vom Chef mit glänzendem Bericht vorgelegt wurde. Wie ich richtig vorausgesehen hatte, wurde es abgelehnt mit dem kurzen Hinweis darauf, dass ich die erforderliche Vorbildung nicht besitze.

Ganz das Gegenteil vom Postdirektor Andress, der nach Wiesbaden versetzt wurde, war sein Nachfolger, Postdirektor Bachmann. Schon äußerlich eine hässliche Mephisto-Gestalt, höhnisch und hinterlistig. Wir gerieten bald aneinander. Ich hatte einen physischen Ekel vor dem Kerl und brachte es nicht fertig, mit ihm zusammen zu arbeiten. Nach kurzer Zeit wurde ich in den praktischen Dienst zurückversetzt, und zwar in die Auslands-Abfertigung, die schwierigste Stelle im ganzen Amt. Hier wurden die Kartenschlüsse nach Österreich, Schweiz, Italien und Egypten gefertigt. Besonders unangenehm war, dass die Meldungen über Unregelmäßigkeiten, falsche Berechnung des fremdländischen Portoanteils u.s.w. stets an die Oberpostdirektion gingen, und man sich darüber verantworten musste. Kamen solche Meldungen öfter vor, so hatte man Geldstrafen zu gewärtigen. Das Missliche bei der Sache war, dass keine gedruckten Anweisungen für die Fertigung der Auslandskartenschlüsse vorhanden waren, sondern Alles auf Tradition beruhte. Nur ein Beamter in der Stelle wusste genau Bescheid, behielt aber seine Weisheit für sich. Ich gab mich nun daran, alle möglichen Fälle in ein Heft einzutragen und durch Beispiele zu erläutern. Nach 6 Wochen war ich im Stande, ohne fremde Hilfe die Abfertigung und Verrechnung auszuführen. Um auch meinen Mitarbeitern den Vorteil meiner Aufzeichnungen zu verschaffen, arbeitete ich das Heft sorgfältig aus, schrieb es sauber ab und setzte als Titel darauf: „Anweisung zur Abfertigung der Kar-

tenschlüsse nach dem Ausland“ verfasst von einem Ungenannten. Bald darauf entdeckte es der Chef, nahm es an sich und zeigte es seinem Stellvertreter. Ich befürchtete schon, er hätte es schändlicherweise beiseite gelegt, um uns zu schädigen, war aber angenehm enttäuscht, als ich das Heft, überarbeitet und verbessert, nach 8 Tagen wiederfand. Unter dem Namen: „Der kleine Hellbach“ hat es Jahre lang seinen Dienst getan. Nach 5 Jahren wurde Bachmann zum Bahnpostamt versetzt. Sein Nachfolger war Postdirektor Schirmer, ein vornehmer Mann, von innerer und äußerer Kultur, der mich gut leiden mochte. Nacheinander beschäftigte er mich in allen Stellen, zunächst im praktischen Dienst, dann als Vorsteher, sodass ich schließlich von dem ganzen ausgedehnten Betrieb eine genaue Kenntnis hatte.

Mein Vater kam auf den unglücklichen Gedanken, um seinen Wein besser vermarkten zu können, nach Braubach über zu siedeln und da selbst einen Weinausschank zu eröffnen. Ich erfuhr erst davon, als es schon zu spät war, die Sache rückgängig zu machen. Auch die Warnungen seines Onkels, des Medizinalrats, hatten nicht gefruchtet. Erstens hatte mein Vater gar kein Verständnis für einen Wirtschaftsbetrieb, und dann war es ganz ausgeschlossen, dass er in der ganz protestantischen Stadt eine nennenswerte Kundschaft haben werde. Seine religiöse Einstellung verleitete ihn weiterhin dazu, Gäste, die sich abfällige Äußerungen über Religion und Sitte erlaubten, einfach aus dem Lokal hinauszuweisen. So war er bald allein. Nur ein paar Dorflumpen, die seinen Wein tranken, aber nicht bezahlten, waren seine Gäste. Ärmer als er gekommen, zog er nach Jahresfrist von Braubach wieder nach Filsen zurück. Die treibende Kraft, die zur Übersiedlung nach Braubach drängte, war, wie ich später erfuhr, seine zweite Frau.

In diese Zeit fällt meiner Verheiratung, die am 8. Dezember 1886 zu Kronberg stattfand. Man wird erwarten, dass ich an dieser Stelle ein Wort sage über die schöne Zeit der jungen Liebe. Der Postmeister Papenheim in Camp sagte zu mir, als ich ihm gelegentlich einen Besuch machte[1883]: „Sie sind jetzt 30 Jahre alt und können daran

denken, sich zu verheiraten. Gehen Sie doch, wenn Sie mal einen Ausflug in den Taunus machen, zu meiner Schwägerin, Frau Sponsel in Kronberg, die hat eine hübsche Tochter und auch Vermögen.“ Im Laufe des Sommers ging ich auch hin, fand ein sehr anmutiges, junges Mädchen von etwa 17 Jahren, von herrlichem Wuchs, blauen Augen und einer Fülle blonden Haares. Ich war ganz entzückt, wiederholte meinen Besuch und war entschlossen, um ihre Hand anzuhalten. Die Mutter gab ihre Zustimmung und ich war glücklich, als wir uns nach 6 Wochen verlobten. Jede Woche fuhr ich nach Kronberg und erlebte glückliche, selige Stunden bei meiner Verlobten. Wie eine strahlende Fata Morgana steigt die Erinnerung an diese herrliche Zeit vor meinem geistigen Auge auf. Leider war es nur ein kurzer Traum und ein rauer Reif fiel auf unser Glück, dass etwa bis Weihnachten dauerte. Da musste ich wahrnehmen, dass Frau Sponsel kühler und reservierter gegen mich wurde. Schließlich ersuchte sie mich, nicht mehr so oft nach Kronberg zu kommen, da die Gesundheit ihrer Tochter darunter leide. Ich beschränkte mich nun darauf, jede Woche einen langen Brief zu schreiben, auf den nur kurze Antworten erfolgten. Der Grund dieser auffallenden Sinnesänderung konnte mir nicht lange verborgen bleiben. Ein junger Arzt aus Kronberg, Dr. Tacke, schien sich auch für das Mädchen zu interessieren und machte öfter Besuche in dem Hause, so dass Frau Sponsel wohl annehmen mochte, dass er ernste Absichten habe. Einer solchen Konkurrenz war ich natürlich nicht gewachsen. Ich stellte die Frau vor die Alternative, entweder, binnen sechs Wochen die Hochzeit festzusetzen, oder aber das Verlöbnis als aufgehoben zu betrachten. Bereits nach drei Tagen schickte sie meine Briefe zurück, ohne ein Wort dazu zu schreiben. Rasender Schmerz erfüllte mich und ich habe lange unter dem vernichtenden Abschlag gelitten, denn ich hatte das Mädchen sehr gern. Indessen ging die Hoffnung der Frau Sponsel doch nicht in Erfüllung. Dr. Tacke heiratete eine andere, zog von Kronberg fort und ließ sich in der Schweiz nieder. Zwei Jahre habe ich das Mädchen nicht mehr gesehen, aber vergessen konnte ich sie nicht. Da machte ich einen Versuch, sie wiederzusehen und es gelang mir auch. Bei einer

Zusammenkunft in Soden knüpften wir die früheren Beziehungen wieder an, und ich musste erkennen, dass das geliebte Kind die Absichten ihrer Mutter nicht teilte und mir ihre Zuneigung bewahrt hatte. Frau Sponsel war nun mit einer baldigen Heirat einverstanden. Es war eine Erlösung, als wir nach so viel Herzeleid endlich vereinigt waren. Wir gründeten das Heim in Bockenheim, lebten still für uns und hatten keinerlei gesellschaftlichen Verkehr. Unsere Ehe war ein harmonischer, von Gott gesegneter Bund. Meine junge Frau war immer froh und immer munter, besonders nach der Geburt des ersten Kindes, 21.5.88. Süß und silbern flog ihr melodisches Lachen durch die Räume; noch liegt mir der Klang im Ohr. O, wenn ich sie nur einmal noch hören könnte! Der kleine Junge wuchs heran und bald erkannte er mich. Sein Wagen stand am Fenster, von dem aus man die Straße überblicken konnte. Wenn ich mittags vom Dienste heim kam und er mich erspähte, fing er an in dem Wagen zu hüpfen und an die Scheiben zu klopfen. Es war jeden Tag dasselbe fröhliche Wiedersehen, eine glückliche Zeit.

Der Kulturkampf tobte damals noch in voller Stärke und zog auch mich in seinen Bannkreis. In Bockenheim bestand eine katholische Konfessionsschule, die von der Auflösung bedroht war. In eine Zeitungsfehde zwischen dem katholischen Frankfurter Volksblatt und dem liberalen Bockenheimer Anzeiger wurde ich hineingezogen und ich schrieb manchen Artikel für die katholische Schule. Der Streit artete schließlich in persönliche Verunglimpfungen aus und mit Rücksicht auf meine amtliche Stellung musste ich meine journalistische Tätigkeit aufgeben. Übrigens ist der Kulturkampf nicht ein Kampf des Geistes gegen den Geist, sondern der Macht gegen den Geist, ein Kampf, der noch jedesmal, wie die Geschichte lehrt, zu Ungunsten der rohen Gewalt entschieden wurde. (Bismarck) Der Pfarrer, die katholischen Lehrer und einige andere Herren gründeten einen katholischen Lehrverein, zu dessen Schriftführer ich gewählt wurde. Es wurde viel Politik getrieben, etwas Literatur u.s.w., aber der ideale Zweck, der den Gründern des Vereins vorgeschwebt hatte, wurde nicht erreicht; er sank immer mehr zu einem gewöhnlichen geselligen Verein herab, ähnlich wie ein Kegelclub oder ein Gesangsverein.

Im Jahr 1890 fand in Bockenheim die Firmung statt, die vom Bischof Korum aus Fulda [*gem. Wikipedia am 22.2.2018: aus Trier*] gespendet wurde. Bockenheim gehörte als frühere kurhessische Stadt damals zum Bistum Fulda, wurde aber nach der Eingemeindung in Frankfurt dem Bistum Limburg einverleibt. Das Bischofessen fand bei dem Gartenbaudirektor Siesmayer statt, dem prominentesten Mitglied der katholischen Gemeinde. Warum es nicht im Pfarrhaus stattfand, dessen kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Mein [*Groß*]Vetter, der Amtsrichter Hellbach in Eltville [*Amtsrichter Philipp Hellbach (1876–1882) in Kirchhain*], hatte sich mit der ältesten Tochter des Herrn Siesmayer verlobt und kam daher öfter nach Bockenheim. Ab und zu bekam ich nun eine Einladung in die Familie Siesmayer und ebenfalls auch zum Bischofessen, die ich gern abgelehnt hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Es ging sehr vornehm und zeremoniell zu, und ich atmete auf, als die Tafel aufgehoben wurde. Beim Abschied defilierte die ganze Tischgesellschaft vor dem Bischof: man kniete sich nieder und empfing seinen Segen. Korum war eine stattliche, imposante Erscheinung und der hervorragendste der katholischen Kirchenfürsten in Deutschland. Bei Hofe war er sehr angesehen, und seinem Einfluss ist die Beendigung des Kulturkampfes zu danken. [*Laut Wikipedia hört es sich anders an, dass der Kaiser überredet werden musste.*] Wer hätte damals gedacht, das nach 50 Jahren wieder ein Kulturkampf in Deutschland entbrennen würde. Alle Gesetze aus der vorwilhelminischen Ära wurden von der nationalsozialistischen Regierung in den Orkus geworfen. Als aber der Kampf gegen die katholische Kirche begann, erinnerte man sich der Maigesetze von 1873. Sie wurden aus der Versenkung wieder hervorgezogen, und auf Grund dieser antiquierten Gesetze wurden drakonische Strafen verhängt gegen Geistliche, die auf der Kanzel die Kirche zu verteidigen wagten. Trotz Konkordat wurde ein heimlicher Krieg gegen die Kirche inszeniert und ein ausgedehnter, trefflich funktionierender Spionagedienst gegen katholische Geistliche eingeführt. Am liebsten möchte man Kanzel und Beichtstuhl aus der Kirche entfernen. Auch diese neuen Machthaber werden ihr Ziel, die Vernichtung der Kirche, nicht erreichen. Wir haben die

Verheißung Christi: „Sed portae inferi non praevalerunt“. [„Aber die Pforten der Hölle werden nicht über euch herrschen“]

Der Gartenbaudirektor Siesmayer war ein Self-made-man und Autodidakt. In seinem Fach war er ein Genie. Er hat die Pläne zum Frankfurter Palmengarten entworfen und ausgeführt. Die ursprünglichen Anlagen sind heute noch erkennbar, wenn auch vielfach erweitert und verschönert. Auch die Kuranlagen in Wiesbaden, Ems und Schwalbach verdanken ihm ihre heutige Gestalt. Eine große Anzahl herrschaftlicher Gärten, nicht nur in Frankfurt, sondern überall in Deutschland, hat er geschaffen, sogar nach Wien wurde er berufen. Wenn er irgendwo eine neue Anlage zu machen hatte, fuhr er hin, betrachtete sich das Terrain und fuhr wieder zurück. Zu Hause angekommen, zeichnete er mit Kreide auf dem Fußboden seine Planung und überließ es seinem Architekten, danach die Zeichnungen anzufertigen. Siesmayer hatte keine höhere Schule besucht, aber eine Menge Fremdwörter sich angeeignet, die er samt und sonders am falschen Platz gebrauchte. Dabei befleißigte er sich einer pathetischen, feierlichen Redensweise. Ich war bei ihm vorstellig geworden, mit der Bitte, meinem Bruder Jakob, der in Luxemburg die Gärtnerei erlernt hatte, als Gehilfe in sein Geschäft aufzunehmen, was er auch zusagte. Als ich bald darauf meinen Bruder ihm vorstellte, hielt er ihm einen langen, gespreizten Vortrag, der mit den Worten begann: „Wir, die wir auf dem Katheder der Arbeit sitzen,“ u.s.w.

Die Stadt Frankfurt hat seine Verdienste anerkannt und eine Straße in der Nähe des Palmengartens nach ihm benannt.

Am 13. April 1890 kam das zweite Kind, Maria, zur Welt. Die Entbindung war sehr schwer, und der betreuende Arzt, Dr. Dante, zog den Frauenarzt, Sanitätsrat Dr. Vömel [<http://www.senckenbergische-portraitsammlung.de/148-Carl+Heinrich+von+Voemel.html>], hinzu. Als meine Schwiegermutter sich bei ihm in meiner Gegenwart darüber beklagte, dass die Kinder so rasch aufeinander kämen, sagte er, der selber 8 Kinder hatte, zu ihr: „Ach was, reden Sie doch nicht, es gehört sich, dass eine gesunde junge Frau alle zwei Jahre ein Kind bekommt.“

Der Verlauf des Wochenbetts war übrigens normal, und meine Frau konnte bald wieder aufstehen. Im nächsten Frühjahr [1891] siedelten wir nach Frankfurt über und bezogen eine Wohnung in der Nähe des Maines, Blücherstraße No 15. Wir wohnten noch nicht lange in Frankfurt, als das Dienstmädchen, das mit dem Jungen zum Spaziergehen fortgeschickt war, weinend nach Hause kam und sagte, sie hätte das Kind verloren. Natürlich dachten wir nicht anders, als der Junge sei im Main ertrunken. Wir machten uns alle auf die Suche und liefen nach verschiedenen Richtungen durch die Straßen; plötzlich entdeckte ich ihn, wie er ganz ruhig und langsam die Gutleutstraße herunterkam. Auf meine Frage, wo er herkomme, sagte er: „Ich bin am Main spazieren gewesen und jetzt gehe ich heim.“ Überglücklich brachte ich ihn seiner Mutter, die tränenüberströmt das totgeglaubte Kind in die Arme schloss. Das Dienstmädchen hatte einen Schatz in der nahegelegenen Kaserne und bei der Unterhaltung mit dem Soldaten das Kind ganz vergessen; sie wurde fristlos entlassen. Überraschend war das Orientierungsvermögen des kleinen, noch nicht 3 jährigen Jungen, der in der großen Stadt, die Richtung nach Hause wiederfand. Am 15. Juli 1892 kam Richard zur Welt. Von dieser Zeit an fing meine Frau an, zu kränkeln. Der Arzt war der Ansicht, dass sie die Luft in Frankfurt nicht vertragen könne und riet zu einer Übersiedelung nach dem Taunus. Da der Zustand meiner Frau sich nicht besserte, zogen wir im Frühjahr 1893 nach Kronberg und fanden in der alten Apotheke neben der protestantischen Kirche eine passende Wohnung.

Die Kaiserin Friedrich siedelte sich nach dem Tode ihres Gatten, des Kaisers Friedrich III (gest. 15.6.1888) der nur 99 Tage regierte, in Kronberg an, blieb aber noch so lange in San Remo wohnen, bis das neue Schloss fertig war. Öfter ist sie mir in den Anlagen begegnet, wo sie, nur von einer Hofdame begleitet, spazieren ging. In Kronberg fand sie die Ruhe, die sie in Berlin vergebens gesucht hatte. Einen erbitterten Gegner hatte sie an Bismarck. Der ihr die Einmischung in die Politik nicht verzeihen konnte und ihr zudem noch den Vorwurf machte, sie habe die Hohenzollernrasse verdorben. Trotz ihres Reichtums eine arme, bedauernswerte Frau.

Am 1. Juni 1897 bekam ich meine Versetzung als Postmeister nach Meiderich. Hoherfreut darüber, weil ich glaubte, der Ort liege in der Nähe von Bonn, war ich furchtbar enttäuscht, als ich entdeckte, dass er mitten im Kohlerevier nicht bei Ruhrort liege. Meine Frau wollte ich zunächst nicht mitnehmen, weil ich fürchtete, sie werde bei ihrer geschwächten Gesundheit den Aufenthalt im Kohlerevier nicht vertragen. So ging ich denn allein hin. Als ich in Oberhausen den Zug nach Meiderich bestieg, befand sich in dem Abteil ein Herr mit einer Aktenmappe. Ich witterte gleich, dass er der Oberpostdirektor sei, der mir das Amt übergeben solle. So war es auch. Am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt, so sehr war ich enttäuscht von dem Ort. Keine gepflasterten Straßen, fußhoher Staub, ein altes unansehnliches Posthaus, in nächster Nähe eine Kohlenzeche, kurz, es war ein schwerer Anfang. Nur der Umstand, dass der dienstälteste Beamte, Oberpostassistent Meier, der während der Krankheit und nach dem Tode meines Vorgängers 6 Monate lang das Amt verwaltete, konnte mich veranlassen, die Zügel in die Hand zu nehmen. Die Witwe meines Vorgängers, Frau Weller, klagte darüber, dass ihr Mann sich im Dienst aufgerieben habe; jede Nacht habe er bis 1 Uhr gearbeitet. Ich merkte bald, wie der Hase lief, und dass der arme Mann es versäumt hatte, rechtzeitig Personalvermehrung zu beantragen, und so wuchsen ihm die Verhältnisse über den Kopf. Viele Arbeiten, die das nachgeordnete Personal hätte machen müssen, musste er selbst erledigen. Sofort gab ich mich daran, die Vorarbeiten für den Antrag auf Personalvermehrung in die Hand zu nehmen. Sehr zu statten kam mir dabei, dass ich in Frankfurt derartige Anträge öfter hatte bearbeiten müssen. Diese Arbeit habe ich mit Lust und Liebe getan, und ich fing an, mit den Verhältnissen mich auszusöhnen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel mitten in diese Arbeit herein der unerwarteter Besuch meiner Frau, die ohne vorherige Benachrichtigung unvermutet gekommen war, um sich persönlich von meinem Ergehen zu überzeugen. Nun blieb alle Arbeit, die nicht unbedingt notwendig war, liegen, und ich widmete mich ausschließlich meiner Frau. Inzwischen hatte ich schon einige Beziehungen zu der Einwohnerschaft angeknüpft, so mit dem Bür-

germeister Pütz, Baurat Heising, dem Bahnhofsvorsteher, Rektor Wimmer, zwei Gutsbesitzer und einem Mühlenbesitzer. Alle diese Leute lernte meine Frau nach und nach kennen und war entzückt von deren Biederkeit und Entgegenkommen. Wir machten jeden Tag zusammen Ausflüge: nach Essen, Werder, Kettwig, Duisburg, Mülheim, Hamborn, Moers und öfter nach der Monning, einem auf einem Hügel zwischen Duisburg und Mülheim mitten im Wald gelegenen Cafe-Restaurant. Einmal fuhren wir auch nach Amsterdam, was von Oberhausen leicht zu erreichen war. Leutselig, wie meine Frau immer war, hatte sie auch bald Anschluss an die Nachbarschaft gefunden. Wie im Fluge vergingen die Tage.

Sehr befriedigt kehrte meine Frau nach vier Wochen wieder nach Kronberg zurück und versprach am 1. Oktober mit der Familie nach Meiderich überzusiedeln. Nun konnte ich mich wieder ungestört meiner Arbeit widmen. Ich verschaffte mir die nötigen Unterlagen für meinen Bericht durch Aufstellung von statistischen Nachweisungen über die enorme Zunahme des Postverkehrs, vom Bürgermeister bekam ich Übersichten über die Entwicklung der Stadt und der Industrien, des sprunghaften Anwachsens der Bevölkerung u.s.w., vom Rektor Wimmer Angaben über die ständig steigende Schülerzahl und Einrichtung von neuen Klassen, von der Zechenverwaltung Übersichten über Förderung und Absatz der Kohlen, sowie die Stärke und Zunahme der Belegschaft. Aufgrund dieses Materials ging ich daran, den Bericht zu entwerfen, den ich sachlich und stilistisch mit aller Sorgfalt ausarbeitete und von dem ich eine saubere schöne Reinschrift anfertigte. Ende September legte ich den Bericht vor und hatte die Genugtuung, dass die beantragte Vermehrung des Personals um 3 Kräfte genehmigt wurde.

Am 1. Oktober [1897] fuhr ich nach Oberhausen, um meine Familie abzuholen. Als mich Richard, der damals vier Jahre alt war, auf dem Bahnsteig erblickte, rief er seiner Mutter zu: „Mutter, guck‘ doch, da ist der Mann, der in Kronberg immer bei uns war.“ Es ging in Meiderich viel besser, als wir befürchtet hatten. In den vier Jahren unseres dortigen Aufenthalts ist meine Frau niemals krank geworden. Am 11. Februar 1899 wurde unsere Aenne geboren.

Die Paketbestellung, die durch zwei Schaffner mit Handwagen ausgeführt wurde, bedurfte dringend einer gründlichen Verbesserung. Die Stadt, die sehr ausgedehnt, keinen geschlossenen Ort bildete, zerfiel in drei Teile, Ober-, Mittel- und Unter-Meiderich und umfasste das weite Gebiet zwischen den Flüssen Ruhr und Emscher, die unweit davon in den Rhein münden. Ich beantragte, die Paketbestellung durch Pferdekraft ausführen zu lassen. Der Oberpostinspektor, der zur Prüfung der Angelegenheit nach Meiderich kam, fragte mich ganz verwundert: „Wie kommen Sie dazu, einen solchen Antrag zu stellen? Die Verwendung von Pferden zur Paketbestellung ist nur bei Postämtern I möglich. Es gibt in der ganzen Monarchie kein Postamt II, bei dem eine Paketbestellung durch Pferdekraft stattfindet.“ „Dann wird wohl Meiderich das erste Postamt II sein, bei dem eine solche Maßnahme in Kraft gesetzt wird.“ erwiderte ich. Und so kam es auch. Nach langen Verhandlungen genehmigte schließlich die Oberpostdirektion die von mir beantragte Einrichtung. Die ganze Einwohnerschaft, vorab der Bürgermeister, waren sehr erfreut über diese Verbesserung der Paketzustellung. Nicht minder erfreut waren die Kinder, als zum ersten Mal morgens der Postillion mit seinem Horn das Abfahrtssignal gab. Leider hatte die überwiegend segensreiche Einrichtung einen beklagenswerten Unfall für meine Familie zur Folge. Richard, der immer bei dem Aus- und Aufladen der Pakete helfen wollte, kletterte einmal auf den Bock des Paketwagens und fiel aus beträchtlicher Höhe herunter auf das Straßenpflaster. Wie leblos blieb er liegen und wurde von dem Postillion in die Wohnung getragen und zu Bett gebracht. Plötzlich bekam er einen Anfall, sprang im Bett hoch und versuchte, die Wand hinaufzuklettern, dann fiel er wie tot zurück. Ein solcher Anfall wiederholte sich alle 20 Minuten; das dauerte etwa sechs Wochen.

Es war eine starke Gehirnerschütterung. Leider ist von diesem Tage ab eine Sprachstörung bei ihm eingetreten, die während der Schulzeit ein unangenehmes Hemmnis für ihn war. Erst in der Tanzstunde, als er gezwungen war, sich mit den jungen Mädchen zu unterhalten, besserte sich der Fehler und ist heute noch kaum bemerkbar.

*Unser Hausarzt, Dr. Lengeling wurde bald darauf von einem schrecklichen Unglück betroffen. Am Heiligen Abend geriet der Christbaum in Brand, sein Töchterchen von 3 Jahren wurde von den Flammen erfasst und ist in derselben Nacht an den erhaltenen Brandwunden gestorben.

Die Kinder wuchsen heran und ich musste daran denken für ihre Ausbildung Sorge zu tragen. Es gab zwar in Meiderich eine Realschule, aber ich wollte für Josef gern eine humanistische Anstalt. Auf den Rat des Pfarrers brachte ich ihn im bischöflichen Konvikt in Dieburg unter, was sich leider später als ein sehr bedauerlicher Missgriff herausstellte. Wir vertrauten ihn dann den Pfarrer Hartleib in Schwalbach an, der ihn bis Tertia vorzubilden versprach. Aber auch dieser Wechsel war ein Fehler. Josef streifte in Feld und Wald herum, suchte Vogelnester oder half in der Küche der Schwester des Pfarrers, lernen aber tat er nicht. Wir haben in Meiderich vier glückliche Jahre verlebt und bei der Einwohnerschaft viel Entgegenkommen gefunden. Bei der Oberpostdirektion in Düsseldorf hatte ich, wie man sagt, einen Stein im Brett. Der Oberpostdirektor Degl war mir sehr gewogen. Ab und zu kam er nach Meiderich, nicht um zu revidieren, sondern um einen Spaziergang mit mir zu machen. Bei solchen Gelegenheiten konnte ich ihm alles, was ich auf dem Herzen hatte, vortragen und fand immer ein geneigtes Ohr. In Dankbarkeit gedenken muss ich noch des Oberpostassistenten Meier, der, ein trefflicher Beamte, mich in jeder Weise unterstützt und uns ein lieber Freund wurde. Später wurde er Postmeister von Heissen / Mülheim (Ruhr).

Am 1. April 1901 wurde ich auf mein Ansuchen nach Bedburg (Erft) versetzt, wo sich ein katholisches Gymnasium befand, die sogenannte Rheinische Ritterakademie. Es war dies eine Gründung der Rheinisch-Westfälischen Adelsgenossenschaft. Die Schule war ein Internat und fast ausschließlich von Adeligen besucht. Aus der Stadt und der nächsten Umgebung durften auch Bürgerliche aufgenommen werden. Es fand außer der Schulbildung eine gewisse militärische Vorbereitung statt, die von zwei an der Anstalt beschäftigten Feldwebeln gelehrt wurde.

Hier muss ich die Weiterführung des Berichtes unterbrechen, um eines merkwürdigen Ereignisses zu gedenken. Heute, wo ich dieses schreibe, ist Samstag, der 18. Januar 1936. Vorgestern, in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag um 2:30 Uhr wurde ich durch einen heftigen Schlag (Pochen) gegen die Zimmertür aus dem Schlaf aufgeschreckt. Ich stand auf, um nach der Ursache dieses sonderbaren Zeichens zu forschen, konnte aber nichts mehr hören. Nachdem ich mich wieder niedergelegt hatte, fuhr mir blitzartig der Gedanke durch den Kopf, ob das nicht die Anzeige von einem Unglücksfall in der Familie, oder einem Todesfall gewesen sei oder vielleicht eine Warnung aus der anderen Welt für mich. Am folgenden Morgen schrieb ich sofort an alle Verwandten und bat unter Mitteilung des Vorkommnisses um Nachricht, ob etwas in der Familie vorgefallen sei. Den ganzen Tag über stand ich unter dem Eindruck dieses seltsamen Phänomens und konnte ein banges Gefühl nicht loswerden. Heute bekam ich die Nachricht, das zur selben Stunde mein Bruder Michael in Filsen gestorben sei. Ist das nicht ein auffallendes Beispiel von Telepathie? Oder was ist sonst? Ich erinnere mich, dass ich schon früher ähnliche Vorkommnisse habe erzählen hören, ihnen aber keine Bedeutung beigelegt habe, weil ich sie für Halluzinationen oder Äußerungen einer überhitzten Phantasie hielt. Übrigens weiß ich, dass der Pastor von Bedburg schon vor 30 Jahren eine solche Geschichte auf der Kanzel erzählte. Wie kommt eine solche ungewöhnliche Meldung zustande? Ist es die Seele des Abgeschiedenen, die sich in solcher Weise manifestiert? Soll es vielleicht eine Aufforderung sein, für ihre Seelenruhe zu beten, oder eine heilige Messe lesen zu lassen? Beides habe ich getan. „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen lässt.“ (Shakespeare, Hamlet)

Ende März 1901 erfolgte der Umzug nach Bedburg. Ein schönes neues Posthaus mit großen Garten erwartete uns. Der Garten, von meinem Vorgänger als Ziergarten angerichtet, wurde sofort als Gemüsegarten angelegt und mit Bäumen und Beerensträucher bepflanzt, die uns bald reiche Ernte brachten.

Bedburg ist ein altertümliches Städtchen an der Erft, einem aus der Eifel kommenden und bei Neuss in den Rhein mündenden Flüsschen. Das Postamt war, wie ich bald merkte, von der Oberpostdirektion als Strafstelle für besserungsbedürftige Beamte ausersehen und teilte diese Ehre mit Münstereifel. Stets hatte ich zwei, einmal sogar drei Beamte, denen ich die letzte Ölung geben sollte. Ich kam mir vor, wie ein Zuchthaus-Direktor. Bis zu meinem Weggang habe ich mit solchen Sträflingen gearbeitet. Um zur Ruhe zu kommen, schloss ich mit Ihnen einen Kompromiss, dergestalt, dass ich Ihnen nichts in den Weg legte, sie vielmehr bei der Oberpostdirektion rehabilitierte, während sie andererseits mir keine Schwierigkeiten machten. So kamen wir gut zusammen zurecht, und die Oberpostdirektion war auch zufrieden. Kaum waren wir drei Tage in Bedburg, als eines Morgens unsere Aenne fehlte und nirgends zu finden war, sie war noch nicht 2 Jahre alt. Nach langem Suchen entdeckte ich sie in einer Seitenstraße, einen Puppenwagen vor sich hin schiebend. Sie hatte nichts an, wie ein allzu kurzes Hemdchen, aus dem ihr Hinterteil rosig hervor leuchtete. Es war ein Gaudium für die Leute, die sich bald um sie versammelt hatten und höchst belustigt zusahen wie das Kind sich um niemand kümmerte und ruhig seinen Wagen weiterschob. Niemand kannte sie, und sie selbst konnte keine Auskunft geben.

Als nach zwei Monaten Paula zur Welt kam und Aenne durch ihre Lebhaftigkeit die Mutter dauernd belästigte, brachte ich sie zu dem Postagenten Pesch in Kirchtroisdorf. Es war ein kinderloses Ehepaar, die hocheifrig das Kind aufnahmen und zwei Monate lang mit Hingebung hegten und pflegten. Als ich hinkam, um Aenne wieder abzuholen, traten den Leuten die Tränen in die Augen, so hatten sie sich an die Kleine gewöhnt. Am liebsten hätten sie sie für immer behalten.

Ich machte in der Stadt die notwendigsten Pflichtbesuche, unter anderem auch bei dem Notar Wiese. Dieser Mann, den ich etwas eingehender schildern muss, war ein Original von ganz besonderer Prägung. Eine große, breitschultrige Gestalt mit achtungsgebietendem Bauch, den ein schwarzer Gehrock knapp umschloss, trug er

stets einen grauen Zylinder. Nach ungefähr drei Wochen - er hatte meinen Besuch noch nicht erwidert - begegnete er mir mit seiner Frau, einer angenehmen, gut konservierten Erscheinung, auf dem Weg zum Bahnhof. Breitbeinig pflanzte er sich vor mir auf, sah mich schnell an und mit nachdrücklichen, gedehnten Worten fragte er mich: „Sagen Sie mal, Herr Postmeister, wie gefällt Ihnen eigentlich meine Alte?“ Was hätte ich auf diese Frage antworten sollen? Die Frau, welche die Eigenheiten ihres Mannes wohl kannte, lächelte süß und ging ihres Weges weiter.

Wiese war konvertiert und ging jeden Morgen zur Messe, kam aber regelmäßig zu spät. In der Kirche hatte er einen ganz bestimmten Platz, den ihn niemand streitig machte. Einmal jedoch geschah es, dass er seinen Platz besetzt fand, er bedeutete dem Mann - es war der Buchbinder Richstätter - dass er den Platz räumen solle, was der aber nicht tat. Nach einem kurzen Wortwechsel wurde der Notar handgreiflich und versetzte dem Eindringling mit seinem Stock einen Schlag über den Kopf. Ergrimmt über eine solche Gewalttätigkeit setzte sich der Angegriffene zur Wehr und es entspann sich zum Entsetzen der anwesenden Gläubigen eine Keilerei, die durch das rasche Eingreifen des Küsters, der die Kampfahne trennte, ein Ende fand. Meine Frau, die Zeuge dieser unerquicklich in Szene war, kam ganz aufgeregt nach Hause und konnte sich nicht beruhigen über eine solche Entheiligung des geweihten Ortes. Wenn der Notar aus der Kirche kam, machte er einen Spaziergang nach dem etwa 15 Minuten entfernten Bahnhof. Auf diesem Weg begegnete er stets dem Fuhrwerk eines fahrenden Landbriefträger. Statt dem Postwagen aus dem Weg zu gehen und das Trottoir zu benutzen, stellte er sich mitten auf den Fahrdamm, so dass der Landbriefträger um ihn herum fahren musste. Darüber wurde dieser nicht mit Unrecht erzürnt. Einmal lief ihm die Galle über und er rief vom Bock herunter: „Herr Gott ich fahre das alte Kamel noch mal um.“ Der Notar kam zu mir, um sich über eine solche Frechheit zu beschweren. Vergebens suchte ich ihm klar zu machen, dass der Fahrdamm für die Fuhrwerke, für die Fußgänger aber das Trottoir bestimmt sei. Es half nichts. Um dem Streit ein Ende zu machen, ersuchte ich den

Landbriefträger, dem Notar mit Rücksicht auf sein Alter möglichst auszuweichen, was dieser dann auch tat.

Bei seinen Morgenspaziergängen sah sich der Notar öfter in die Notwendigkeit versetzt, um sich der bei Resorption der Nahrung aufgenommenen, aber zum Teil nicht assimilierbaren Stoffe zu entledigen, einen stillen Ort aufzusuchen. Er ging dann in ein beliebiges Haus, suchte den für seinen Zweck geeigneten Raum auf und verschwand wieder lautlos, wie er gekommen war. Besonders bevorzugte er den Posthof, wo neben der Wagenhalle ein entsprechendes Häuschen sich befand. Von der Last befreit, setzte er seine Wanderung fort.

Einem on-dit zufolge besaß er 35 graue Zylinderhüte und nur einen schwarzen, den er bei Beerdigungen zu benutzen pflegte. Einst sollte sein Haus einen neuen Anstrich bekommen. Auf dem Gerüst arbeitete ein Weißbindermeister mit zwei Gesellen und einem Lehrling. Durch das offene Fenster stiegen sie in die Wohnung, und jeder setzte einen grauen Zylinder auf. So arbeiteten sie an der Verschönerung der Fassade gemeinsam das schöne Lied singend: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten.“

Als er einmal einem Landwirt, bei dem er ein Huhn zum Kochen bestellt hatte, zur Rede stellte, weil dieser das Huhn nach 3 Wochen noch nicht geliefert hatte, erhielt er zur Antwort: „Ja, Herr Notar, dat Huhn könne Sie net mih han, dat es wieder jesund jeworden.“

Der Notar pflegte öfter, der Erft entlang in den Wiesen spazieren zu gehen. Dabei machte er sich das Vergnügen, seinen Stock mit silbernem Griff ins Wasser zu werfen und von seinem Hund apportieren zu lassen. Einmal jedoch streikte der Hund und war durch nichts zu bewegen, ins Wasser zu gehen. Der Postschaffner Bongartz stand dabei und sah zu, wie der Notar sich abmühte, durch gütige und strenge Worte den Hund zur Räson zu bringen. Alles half nichts. Da sagte der Notar: „Bongartz, ich gebe Ihnen 10 Mark [das entsprach ca. 6 kg Schweinefleisch], wenn Sie mir den Stock herausholen.“ Dieser zog seinen Rock aus, sprang ins Wasser und triumphierend überreichte er dem Notar den Stock, den dieser gegen Zahlung von 10 Mark in Empfang nahm. Bei einer anderen Gelegenheit versprach

er dem selben Postschaffner ebenfalls 10 Mark, wenn er mit dem grauen Zylinder auf dem Kopfe von seiner Wohnung bis zu dem 20 Minuten entfernten Bahnhof gehe. Das ließ sich Bongartz nicht zweimal sagen. Sofort ging er zur Wohnung des Notars, kleidete sich um, setzte den grauen Zylinder auf und, die Allüren des Notars genau nachahmend, die Hände mit dem silbernen Stock auf dem Rücken, marschierte er mit langsam abgemessenen Schritten durch die Stadt. Als bald wurde er erkannt, und jauchzend und schreiend lief die Schuljugend hinter ihm her. Bongartz aber ging ruhig weiter bis zum Bahnhof und auch wieder zurück.

Wöchentlich zweimal spielte der Notar mit dem Organisten, Herrn Sabel, je zwei Stunden vierhändig Klavier. Dabei konnte er seinem Partner gegenüber sehr grob werden, wenn dieser sich nicht der Auffassung des Notars fügte. Als Herr Sabel einmal anderer Meinung war rief er ihm zu: „Geben Sie doch acht, Sie wühlen da im Bass herum, wie eine Sau in den Kartoffeln.“ Wegen der klassischen Grobheit war er bei seiner Klientel sehr gefürchtet.

Als die Frau des Notars einmal für 8 Tage nach ihrer Heimat in Holstein gereist war, lud er den Fabrikdirektor Wolf und mich zum Abendessen ein. Ich hielt es für einen Scherz, aber Herr Wolf bestritt das und sagte: „Da müssen wir unbedingt hingehen, da werden Sie was erleben.“ Zur bestimmten Stunde fanden wir uns bei dem Notar ein, das exquisite Mahl verlief unter heiteren Gesprächen und manigfachen Reminiszenzen an die allzu fröhlich verlebte Jugendzeit in schönster Weise. Nach dem Essen spielten der Notar und Herr Wolf mehrere Duette für Klavier und Violine, die anzuhören mir großen Genuss bereitete. Die beiden vertieften sich dann in geistvolle Disputationen über juristische und theologische Doktorfragen und gerieten immer mehr in die tiefsten Probleme der Mystic und Theologie. Mitternacht war längst vorüber, die leeren Flaschen auf dem Tisch wurden immer zahlreicher, und es kam der Augenblick, wo wir der Schicksalsfrage Hamlet's „Sein oder Nichtsein“ nicht mehr ausweichen konnten. Es war höchste Zeit, aufzubrechen. Von den vor uns stehenden neun leeren Weinflaschen entfiel auf mein Konto nur eine einzige, den Inhalt der übrigen acht hatten meine beiden

Konkneipanten sich einverleibt. Der Kausalnexus zwischen dem Weinkonsum der Brüder und ihrem geistig-körperlichen Zustand dokumentiert sich darin, dass sie nicht mehr imstande waren, für ihre Gedanken den adäquaten Ausdruck zu finden. Es war 3 Uhr, als ich mich verabschiedete. Trotz meines Widerspruchs begleiteten mich die Herren in Zickzack Linien bis zu meiner Wohnung und sangen vor dem Posthaus noch ein rührendes Abschiedslied.

Ostern 1902 meldete ich Josef an der Ritterakademie an. Bei der Aufnahmeprüfung erkannte man ihm nicht, wie Herr Pfarrer Hartleib versprochen hatte, die Reife für Obertertia, sondern nur für Quata dazu, ein Ergebnis, das mich keineswegs in Erstaunen setzte. Gleichzeitig meldete ich Richard für die Sexta an. Nun begann für mich eine schwere, arbeitsreiche Zeit. Josef zeigte in Latein, Griechisch und Französisch solche Lücken, dass man von einem horror vacui sprechen konnte. Ich musste in der Formenlehre ganz von vorne mit ihm anfangen. Jeden Tag beschäftigte ich mich intensiv zwei bis drei Stunden mit ihm. Trotz angestrengte Arbeit waren aber die Lücken bis zum Herbst nicht ausgefüllt, und das Zeugnis sah dementsprechend aus. Den bevorstehenden langen Winter nutzten wir gut aus, und das Osterzeugnis war ganz befriedigend, in den Sprachen durchweg 3. Ich konnte nun die Zügel etwas lockerer lassen; nur in Mathematik haperte es noch sehr; aber gerade darin konnte ich ihm nicht helfen. Heute noch, wenn mir die bekannte Figur des Pythagoras zu Gesichte kommt, erfasst mich Wehmut und Trauer. Auf Obersekunda trat ein anderer Mathematiklehrer in Tätigkeit: Professor Konz. Dieser besaß ein profundes Wissen und hatte eine besondere sichere Methode, den unfleißigen Schülern die erforderlichen Kenntnisse beizubringen. Wenn ein Schüler, und das waren immerhin junge Leute von 16 bis 17 Jahren, seine Aufgaben nicht, oder nicht richtig angefertigt hatte, sagte er zu ihm: „Kommen Sie heute Nachmittag an meine Wohnung.“ Wenn dann der Sünder ankam, wurde ihm von der Tochter Margarethe geöffnet. Diese, ein junges Mädchen von etwa 17 Jahren, sah sich den Unglücksmenschen an und lächelte verschmitzt, als wenn sie sagen wollte: „Aha, du bist also auch einer von denen.“ Der Schüler musste dann unter

Aufsicht von Professor Konz so lange an seinen Aufgaben arbeiten, bis er sie kapiert hatte. Als es Josef zum zweiten Mal passierte, dass er von Professor Konz in seine Wohnung eingeladen wurde, und er sich der spöttisch lächelnden Margarethe gegenüber sah, kam er wütend nach Hause und sagte: „Das muss aufhören.“ Er stand nun jeden Morgen um 5 Uhr auf, büffelte geometrische Lehrsätze und algebraische Formeln und brachte es soweit, dass er im Abitur die Prüfung in Mathematik mit „gut“ bestand. Von Obersekunda ab hatte er meine Hilfe nicht mehr nötig.

Mit Richard hatte ich, schon ein halbes Jahr bevor er in Sexta eintrat, die lateinische Formenlehre gründlich gebüffelt, meist unter Anwendung des Nürnberger Trichters [*„Mit dem Nürnberger Trichter wird eher scherzhaft eine mechanische Weise des Lernens und Lehrens bezeichnet. Damit ist vor allem die Vorstellung verbunden, ein Schüler könne sich mit dieser Form der „einrichternden“ Beeinflussung Lerninhalte einerseits fast ohne Aufwand und Anstrengung aneignen und ein Lehrer andererseits auch dem „Dümmsten“ alles beibringen.“* Quelle am 22.2.2018: https://de.wikipedia.org/wiki/N%C3%BCrnberger_Trichter], vor dem er gewaltigen Respekt hatte. Ohne einmal sitzen zu bleiben, erlangte er die Reife für Obersekunda. Zur selben Zeit machte Josef das Abiturienten-Examen und bestand in allen Teilen mit „Gut“, im Deutschen mit „Sehr gut“. Die mündliche Prüfung wurde ihm auf Grund der guten schriftlichen Arbeiten erlassen.

Meine Vorfahren stammen, wie festgestellt ist, aus Thüringen, wo sie großen Grundbesitz hatten. Nach der Reformation (Augsburger Religionsfriede 1555) konnten die Landesfürsten wählen zwischen dem neuen und alten Bekenntnis. Die Untertanen waren gehalten, dieser Ordnung zu folgen nach dem Grundsatz: „cujus regio, ejus religio“, oder sie mussten auswandern. Die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken gaben lieber ihre Heimat als ihren Glauben preis, wanderten aus und siedelten sich zum Teil am Rhein an, vermutlich weil das Rheinland ganz katholisch war. Daher kommt es, dass die Hellbach's in Thüringen sämtlich protestantisch, die Hellbach's am

Rhein alle katholisch sind. Mein Vater blieb von seinen Ahnen her im Anschauungskreis des Katholizismus verwurzelt. Von alters her muss in der Familie ein Zug zur Höherbildung gelegen haben. Im Stammbaum kommt z.B. ein Pfarrer Wendelin Hellbach (Ullingen?) vor, der eine Schrift: „Grobianus et Grobiana“ verfasst hat.*

*Erschienen in Frankfurt 1567 (Verlag?)

Dann ein Pfarrer Georg Hellbach in Bornheim und ein Pfarrer Hermann Hellbach (wo?). Mein Vater erzählte manchmal, dass er alles dran gesetzt habe, um studieren zu können, aber sein Vater war nicht dazu zu bewegen, der Bruder seines Vaters durfte dagegen Medizin studieren. Es fehlten wohl die Mittel, da durch fortgesetzte Missernten ein Vermögensverfall eingetreten sein mochte. Seinen rastlosen Eifer nach geistiger Ausbildung kam der damalige Ortspfarrer entgegen, der ihm französischen und englischen Unterricht gab. Das muss ein tüchtiger Pädagoge gewesen sein. Ich erinnere mich noch gut, dass mein Vater Sonntags ein französisches Gebetbuch (fein gebunden mit Goldschnitt) benutzte. Noch im Alter von 60 Jahren schrieb er mir, falls er mir etwas mitteilen wollte, wovon seine zweite Frau nichts wissen sollte, französische Briefe, die im Stil und Orthographie zwar nicht fehlerlos, aber gut lesbar waren. Er neigte zu Mystic und Philosophie und saß oft bis Mitternacht über den Büchern, sehr zum Leidwesen der Mutter, die ihn oft ermahnen musste, zu Bett zu gehen. Wenn man bedenkt, dass der Mann täglich, von morgens früh bis abends spät, schwere, körperliche Arbeit leisten musste und dann sich noch stundenlang hinter die Bücher setzte, dann muss man staunen über einen solchen Idealismus und Wissensdrang. Mit Sicherheit kann man annehmen, dass in dieser Beziehung eine erbliche Anlage bei ihm vorhanden war. Unter 100.000 Menschen ist in der Regel kein einziger, der nicht das wäre, was erbliche Anlagen aus ihm gemacht haben. Seiner politischen Gesinnung nach war mein Vater ein unheilbarer Republikaner. Seine Abscheu gegen Preußen hat er bis zu seinem Lebensende nicht überwunden. Der einzige echte Republikaner auf der Welt ist übrigens nur der Tod. Er allein gibt dem Satze: „Gleiches Recht für alle“ volle und ganze Wahrheit.

Ich selbst war immer Monarchist, aus Neigung und Beruf. Auch heute noch halte ich eine konstitutionelle Monarchie für die beste Staatsform. Andererseits kann man nicht leugnen, dass auch das heutige Regiment mit dem auf die Spitze getriebenen Führerprinzip sein Gutes hat. Ein besonderer Vorzug ist die Beseitigung des Parlaments. Gar nicht gefällt mir die Bevormundung der Presse durch den Staat. Auffallend ist auch, dass der Staatsanwalt sich nie veranlasst sieht, gegen Mitglieder der NSDAP einzuschreiten, wenigstens liest man nie von einer Gerichtsverhandlung gegen Parteiangehörige.

Die Professoren der Ritterakademie und einige andere Herrn halten Dienstags und Freitags Abends einen Bierabend im Hotel zur Post. Meistens ging ich auch hin und spielte immer mit Professor Konz zwei Partien Billard. Da unsere billardtechnischen Fähigkeiten ziemlich gleich waren, gelang es mir fast regelmäßig, es so einzurichten, dass jeder eine Partie gewann und eine verlor. Zu den regelmäßigen Besuchern der Bierabende gehörte auch Pfarrer Lassaulx von Kirdorf/Bedburg. Er war ein geistreicher Mann und schlagfertiger Debatteur. In seinem Pfarrhaus habe ich manche angenehme Stunde verlebt. Öfter kam er auch zu uns und spielte gern mit den Kindern. Einem on-dit zufolge „se non e vero, e ben trovato“ [„wenn es nicht wahr und gut gefunden ist“], rannte er eines Abends in der Dunkelheit gegen einen Alleebaum. Da zog er den Hut und sagte: „Entschuldigen Sie, ich bin der Pastor von Kirdorf.“

Gelegentlich der Firmung wurde er auch zum Bischoffsessen eingeladen. Nachdem auf die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und alle möglichen sonstigen Persönlichkeiten Toasts ausgebracht waren, und niemand mehr da war, den man noch hätte können hochleben lassen, erhob sich Pfarrer Lassaulx und sagte ungefähr Folgendes: „Hochwürdigster Herr Bischof, meine verehrten Herren Confratres! Es sind hier soviel gutgemeinte Trinksprüche ausgebracht worden auf hochverdiente Männer in Amt und Würden, aber einer ist vergessen worden. Ich halte es für meine Pflicht, dies nachzuholen. Es handelt sich um einen Mann, der in der Hitze des Kulturkampfes hoch oben in der Eifel auf exponiertem Posten stand, keine Mühe und keine Anstrengung gescheut hat, nicht nur die Angehörigen seiner eigenen

Pfarrei zu betreuen, sondern auch noch die Besorgung der umliegenden führerlos gewordenen Gemeinden zu übernehmen. Er ließ sich nicht abhalten, bei Sturm und Regen, bei Eis und Schnee, bei dunkler Nacht den Sterbenden die letzten Tröstungen der Kirche zu bringen. Oft genug waren ihm die Gendarmen auf den Fersen und wiederholt waren schon Geldstrafen gegen ihn verhängt worden. Einmal wurde er bei dem Versuch, in einer Nachbargemeinde den Gottesdienst zu halten, von dem Wächter des Gesetzes ergriffen und vor den Kadi geschleppt. Dieser Ehrenmann verurteilte den Bedauernswerten zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten, die er auch absitzen musste. Und wissen Sie, wer dieser Mann war? Das war der Pastor Lassaulx von Kirdorf. Auf ihn wollen wir jetzt ein Hoch ausbringen.“ alles lachte, selbst der Bischof lächelte und ein donnerndes Hoch auf den verdienten Pfarrer folgte.

Im Frühjahr 1903 erlitt unsere Paula eine schwere Verbrennung. In der Küche stand eine Schüssel mit kochender Stärke auf dem Boden. Paula kam aus dem Wohnzimmer gelaufen und fiel rückwärts in die Schüssel. Die Leiden des armen Kindes waren furchtbar. 2 Monate musste sie auf dem Bauch liegen. Der ganze Rücken war eine einzige große Wunde, von der sich nach und nach rohes, wildes Fleisch ablöste. Der behandelnde Arzt, Dr. Schumacher von Niederembt, befürchtete sogar, dass sie nicht mit dem Leben davonkommen würde. Der ganze Sommer ging darüber hin, bis sie wieder vollständig hergestellt war. Bedauerlicherweise blieb doch ein dauernder Schaden zurück. Durch die starke Verbrennung wurde das Wachstum gehindert und Paula blieb kleiner als die übrigen Kinder.

Es erübrigt mir noch, eines Mannes zu gedenken, der zur Zeit in der Öffentlichkeit ein gewisses Aufsehen erregt hat. Es ist der Professor Barth von der Ritterakademie, ein Original in des Wortes bester Bedeutung, die Gewandheit und Gerechtigkeit selbst, ein hervorragender Altphilologe, von seltener Gemütsstärke, die er unter polternder Rauheit zu verbergen suchte. Nachdem er im Jahre 1925 wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand getreten war, ging er mit seiner Frau ins Kloster. Er selbst trat in den Benediktinerorden ein, wurde Priester und ist gegenwärtig im collegium germanicum in

Rom, seine Frau dagegen ist in Aachen in den Zisterzienserorden eingetreten. Barth hatte drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die sämtlich im Benediktinerorden sind.

Am 19. April 1903 starb mein Vater im Alter von 79 Jahren. Sein ganzes Leben war schwere Arbeit von früh bis spät. Als im Winter 1859 die linksrheinische Bahn gebaut wurde, arbeitete er beim Bahnbau als Rottenarbeiter für einen Tagelohn von 2 Mark. Wie er es fertig brachte, 4 Söhne studieren zu lassen, ist mir heute noch ein Rätsel. Merkwürdigerweise war meine Mutter, sonst so sparsam, in Bezug auf die Kindererziehung ganz mit dem Vater einverstanden und hungerte und darbte mit ihm, oft genug, um nur das Schulgeld zusammenzubringen. Die 50er Jahre waren Hungerjahre. Es kam manchmal vor, dass kein Brot über Nacht im Haus war. Das folgende Jahrzehnt dagegen brachte 3 Treffer: 1862, 1865 und 1868, wo es viel und guten Wein gab. Meine beiden Eltern waren sehr fromm und von tiefem Gottvertrauen beseelt. Stets wurde abends gemeinsam das Abendgebet verrichtet und im Advent und in der Fastenzeit der Rosenkranz gebetet.

Im Sommer 1886 machte ich eine Reise nach der Schweiz und Italien. Ich glaubte, wenn ich erst verheiratet sei, würde ich nie mehr zum Reisen kommen. Meinen Erholungsurlaub benutzend fuhr ich Anfangs Juli über Freiburg und Basel nach der Schweiz. Nachmittags gegen 2 Uhr kam ich nach Bern, besuchte die Sehenswürdigkeiten der Stadt (Schänzli u.s.w.) und blieb im „Bären“ über Nacht. Damals kamen anmutige Saaltöchter in der schmucken Tracht des Berner Oberlandes den Fremden freundlich entgegen, wo heute bepäckte, trinkgeldhungrige Kellner mit gelangweilten Gesichtern sich hochnäsiger nach den Wünschen des Gastes erkundigen. Am folgenden Tag fuhr ich über Thun, Spiez, den ganzen Thunersee nach Brienz, wo ich übernachtete. Meine Reiseroute führte mich weiter über Meiringen, vorbei am Sarner See über den Brünigpass nach Interlaken, wo ich Nachmittags ankam. Nach einem einfachen Imbiss nahm ich mir einen Wagen und fuhr nach Lauterbrunnen zum Struhbachfall. Im Angesichte des Wasserfalls trank ich auf der Hotelterrasse eine Flasche Wein und fuhr wieder nach Interlaken

zurück. Von der Reise ermüdet und von den Geistern des Weines benebelt schlief ich unterwegs ein. Als wir nach Interlaken kamen, weckte mich der Kutscher und fragte: „Herr, wo ist denn ihr Hut?“ „Ja“ sagte ich, „wenn Sie es nicht wissen, dann ist er fort, perdü.“ Ich hatte ihn während der Fahrt verloren. Der Kutscher fuhr mich zu einem Hutladen, wo ich mir für 50 Cent einen neuen kaufte. In etwas angeheitertem Zustand schlenderte ich mit meinem neuen Hut durch die Kuranlagen von Interlaken und legte mich nach einem einfachen Abendessen vergnügt zu Bett. Anderen Tages fuhr ich nach Luzern. In der Nähe des Bahnhofs ging ich in ein großes Hotel und bestellte mir ein Glas Wein. „Bedaure sehr“, sagte das junge Mädchen, „hier ist ein alkoholfreies Restaurant.“ Darauf ließ ich mir eine Tasse Kaffee geben. Gegen Abend fuhr ich mit der Zahnradbahn zum Rigi hinauf, um am anderen Morgen den Sonnenaufgang zu sehen. Das Hotel auf Rigi-Kulm war ziemlich besetzt, meist Engländer. Die Aussicht vom Rigi ist wunderbar. In der Tiefe der dunkle Vierwaldstätter See, ihm gegenüber das herrlichste Alpenpanorama mit Jungfrau, Mönch, Eiger und dem spitzzackigen, kahlen Pilatus. Am anderen Morgen gegen 4 Uhr wurden die Hotelgäste durch die langgezogenen Töne eines Alphorns geweckt. Alles strömte in fragwürdigen Anzügen, mit Decken behängt, ins Freie. Von der Sonne war aber nichts zu sehen; es herrschte dichter undurchdringlicher Nebel. Nachdem ich eine halbe Stunde vergeblich auf das Erscheinen der Sonne gewartet hatte, kroch ich wieder ins warme Nest. Um 10 Uhr, als ich aufstand, fing es an, zu regnen. Ich fuhr wieder nach Luzern hinunter, besuchte die Kirche, den Löwen, das Museum und ging an die Seepromenade. Ein Prunkhotel neben dem anderen, eine halbe, eine Stunde weit, so lang man will, das gekrümmte Ufer hinauf und hinab. Die Landessprache ist nicht etwa deutsch oder französisch, sondern anscheinend Englisch. Die Hallen und Glasveranden waren noch leer. Ein paar weißhaarige Amerikanerinnen mit Hornbrille und schwarzen Seidenstrümpfe zu roten oder gelben Halbschuhen saßen gelangweilt herum. Ein Dampfer, aus dessen Schornstein dicke Rauchwolken hervorquollen, lag zur Abfahrt nach Flüelen bereit. Der Himmel verdüstert sich immer mehr,

die Basteien von Stansstad sahen bleich herunter, in den Wäldern über Bürgenstock brauste der Wind und es kamen mir die Worte aus „Tell“ in den Sinn:

„Mach hurtig, Jenny, zieh‘ die Naue ein,
Der graue Talvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch,
Der Sturm wird da sein, eh‘ wir’s denken.“

Ich war der einzige Gast auf dem oberen Deck. Bei kaltem, regnerischem Wetter über den Vierwaldstätter See ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen. Als bald nach Ankunft des Schiffes in Flüelen kam der Gotthardzug, der uns in vielen Windungen und Kehren, durch zahlreiche Tunnels, an Abgründen vorbei nach Göschenen brachte, wo es schneite und regnete. Viele Reisende stiegen aus, um sich von dem Bahnhofswirt, dem Dichter Ernst Zahn, ein Glas Bier geben zu lassen. Bei der Ausfahrt aus dem Tunnel, in Airolo, schien die Sonne hell und warm, ein blauer Himmel zeigte sich mit stillem, weißem Gewölk. Der Zug fuhr in eine selig veränderte Welt. Noch war das Gebirge wild zerklüftet, Kaskaden bildend stürzte sich der Tessin durch das enge Tal. Über Bachschluchten und Gießbäche [*kleines (zeitweise) stark wasserführendes Flussbett*] im graugoldenen Schattenzwielicht, über weißspringende Gewässer, durch grüne Nußwälder und Kastanienhaine, durch laub- und rebenbegrüne Bergeshänge, überall Lauben und Grotten, fuhr der Zug in Lugano ein. Der Bahnhof von Lugano liegt hoch über der Stadt; erst ein paar Gassen abwärts gewahrt man tief unten zwischen den hohen, weiten Häusern den blauen Spiegel des Sees. Anfangs fallen die Gassen so steil hinab, dass kein Fuhrwerk auf ihnen verkehren kann. Eine Zahnradbahn führt zwischen den gestuften Gehsteigen bis hinunter an den See. Das Aussehen der Stadt ist völlig italienisch, in Sprache, Erscheinung und Gebaren der Einwohner, Lebensweise und Wohnart. Blauer Himmel lacht über den Gassen, unter deren Gewölbe und Lauben sich Laden an Laden drängt mit Körben voll rötlicher Erdbeeren, blauschwarzen, samtrotten und weichselgelben Kirschen, mit Blumen und Gemüsen aller Art, mit Wein und Seiden-

tüchern und goldgelben Backwerk. Ich wohnte im Hotel „Zum weißen Kreuz“ am Bahnhof. Erwachte schon früh am Morgen und hörte das helle Läuten einer Schiffsglocke und das taktmäßige Schlagen und Schaufeln der Räder eines Dampfers. Ich stand auf, zahlte meine Zeche und ging zum See hinunter, weil ich an diesem Tage noch nach Como wollte. Das Schiff ging bald ab und passierte, vorbei an Castagnola, die malerische Bucht von Gandria, die man öfter auf Ansichtskarten abgebildet sieht. Plötzlich tauchten die Zollbeamten und Carabinieri unversehens aus dem Bauche des Schiffes herauf, verteilten sich über das Deck und beehrten mit höflichem Ernst, die Pässe und den Inhalt der Koffer zu sehen. Nach einigen Minuten landete das Schiff in Porlezza, von wo eine Kleinbahn in einer halben Stunde die Reisenden nach Menaggio bringt. Das Schiff, das nach Como fahren sollte, lag zur Abfahrt bereit an der Landebrücke. Nachdem die Reisenden vom Zug eingestiegen waren, setzte es sich in Bewegung und fuhr hinüber nach Bellagio. Es befand sich unter den Passagieren auch ein alter Engländer mit weißem Haar und Bart; er führte zwei junge schöne Töchter mit sich. In der Kleinbahn von Porlezza saßen sie mir gegenüber. Sie hatten die durchscheinende, zarte Haut der Rothaarigen und fast übergroße Augen, grünschimmernd wie Wasser, auf dass die Sonne scheint und von tiefschwarzen, sanft aufgebohenen Wimpern umstellt. Wie es schien, waren es Zwillingsschwestern. Schönere Hände habe ich nie gesehen, sie waren groß und schmal und fast durchsichtig von Fleisch, dabei aber nicht schwächlich, sondern rank und nervig erscheinend. Die Finger waren lang und deutlich gegliedert und liefen mit schönen großen Nägelmonden in wunderbar ebenmäßige Spitzen aus. Meinem betrachtenden, vielleicht auch bewundernden Blick sahen sie freimütig und offen entgegen. Wir fuhren in unserer Anschauung selbtritt auf dem Dampfer fort bis er in Bellagio anlegte. Dann stand ich auf der Lände allein und er fuhr mit ihnen davon. Auf einmal flatterten ihre Tüchlein auf, und auch das meine flatterte auf, und immer heftiger wurden die Gebärden und immer inniger die Bekenntnisse, je gewisser es war, dass man einander im Leben niemals wieder sehen würde. Sogar der Vater trat an die

Reling und schwenkte seinen Panama zu mir herüber. - Vorbei! Tempi passati. Einen schöneren Ort als Bellagio kenn ich nicht. Er liegt an der Spitze einer langen Halbinsel, und man kann von der Punta di Bellagio den dreizipfligen See ganz übersehen. Über mir der blaue Himmel, die spiegelnde Fläche des Wassers zu meinen Füßen aufgespannt zwischen dem Blau und Grün und Braun der Wälder und Hügel. Ich wünschte mir nichts als Dauer. „Zum Augenblicke möchte ich sagen, verweile doch, du bist so schön.“

Ich setzte mich unter die Kastanienbäume des Restaurants dicht über dem See zu Tisch und bestellte mir das italienische Nationalgericht. Mit einem „subito signore“, eilte der Kellner fort und brachte nach einigen Minuten eine Terrine voll dampfender Spaghetti mit Tomatensoße. Granatrot glühte der Wein in der kantig geschliffenen funkelnden Flasche. Glückselig und wunschlos gab ich mich dem beseligenden Gefühl der Stunde hin. Ganz con amore überließ ich mich dem dolce far niente und bedauerte sehr, als das Schiff in Sicht kam, dass mich nach Como entführen sollte. Es war schon fast dunkel, als der Dampfer in Como anlegte. Ich fand in einem kleinen Hotel ein gutes Unterkommen und ging bald zu Bett. Amphitheatralisch aufgebaut liegt die Stadt am Südwestrande des Sees. Ich besichtigte die Marmorkathedrale, überreich ausgestattet mit Gemälden von Luini etc, das Denkmal von Volta, der hier geboren und begraben ist, und die herrlichen Anlagen in der Stadt und Umgebung. Gegen Abend fuhr ich mit dem Schnellzug über Chiasso nach Lugano zurück. In der Frühe des folgenden Tages reiste ich weiter nach Mailand. Gegen 10 Uhr kam der Zug am Nordbahnhof an. Einen hässlicheren, schmutzigeren Bahnhof habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, namentlich die Abortverhältnisse waren unter aller Kritik. In dem Zement-Fußboden war ein großes rundes Loch angebracht, und davor zwei Vertiefungen in Form einer Schuhsohle. Weiter war absolut nichts vorhanden, keine Sitzgelegenheit, nichts, gar nichts. Ich will nicht näher explizieren, wie sich die Staatsbahn die Benutzung dieser vorsintflutlichen Einrichtung vorstellt. Das habe ich im Jahr 1886, also vor 50 Jahren, erlebt. Zur Ehrenrettung der Bahn muss ich anführen, dass inzwischen ein neuer Bahnhof

gebaut worden ist, der einwandfreie Sanitäreinrichtungen besitzt.

Ich lenke meine Schritte zum Dom, wo ich ein merkwürdiges Erlebnis hatte. Im Zuge vom Gotthard nach Lugano saß im Abteil ein sächsisches Ehepaar, dass ich in Lugano und später auch in Mailand wieder getroffen habe. Es war an dem Tage sehr heiß, und die Frau war recht luftig gekleidet. Ein ärmelloses Kleid mit tiefem Ausschnitt zeigte von ihrer üppigen Körperfülle mehr, als nötig war. Wir gingen zusammen in den Dom, und ziemlich weit nach vorne nahe an den Chor. Plötzlich kam ein Geistlicher auf die Frau zu gestürzt und sagte ganz laut: „Coprire, Signora, coprire“. Er machte heftige Bewegungen mit den Armen und suchte der Frau durch mimische Gesten begrifflich zu machen, dass sie sich bedecken solle. „Fanatiker“ zischte sie dem Geistlichen ins Gesicht und verließ entrüstet die Kirche.

Mailand liegt in einer reizlosen aber fruchtbaren Ebene zwischen Tessin, Adda und Po. Der Dom, aus ehemals weißem Marmor ist durch die Länge der Zeit grau geworden. Der Campo santo ist berühmt durch die zahlreichen, kunstvollen Marmorgrabdenkmale. Mailand, die modernste Stadt Italiens, mit etwa zwei Millionen Einwohnern, ist eine Großstadt mit großartigen Prunkhotels, Palästen, weiten Plätzen und breiten Straßen, wie man sie auch anderwärts sehen kann. Mit dem Gotthardzug fuhr ich Abends von Mailand ab und war anderen Tags in Frankfurt.

Im Interesse der Gerechtigkeit und Vollständigkeit hätte ich noch viel zu erzählen von Bedburg, ich denke an Orte wie Niederembt, Kirchtroisdorf, Lipp usw. An Personen wie Wolf, Holtkott, Schumacher, Pesch, der für seine Person allein ein ganzes, langes Kapitel verdient hätte, aber ich muss mich beschränken. Es fällt mir bei meinem hohen Alter schwer, meine Erinnerungen chronologisch und inhaltlich in lesbarer Form zu Papier zu bringen. Ohnehin habe ich bei Durchsicht des bisher Geschriebenen bemerkt, dass mir mancher Anachronismus unterlaufen ist. Von Joseph könnte ich noch erzählen von seiner Sammlung lebender Tiere aller Art, für die er im Mansardenstock ein besonderes Zimmer sich eingerichtet hatte.

Bevorzugt waren eine Zeit lang Eulen, die er auf dem Kirchturm in Lipp sich verschaffte. Erwähnung verdienen auch seine Schießübungen, bei denen er um ein Haar unseren Nachbarn Frank ums Leben gebracht hätte. Ganz aufgeregt und entrüstet brachte mir der Mann die Kugel, die durchs Fenster dicht über seinem Kopf in die Wand gefahren war. Glücklicherweise hat dieser Schuss keine weiteren Folgen gehabt, weder bei der Polizei, noch bei dem Direktor; nur die durchschossene Scheibe musste ich bezahlen. Um diese Zeit machte ich mit den Kindern eine Reise nach Holland und Belgien, auf der wir allerhand erlebten.

Nach bestandenen Abiturientenexamen ging Joseph 1909 zur Universität in Münster um Naturwissenschaften zu studieren, sattelte aber im nächsten Semester um und studierte Medizin in Würzburg, Kiel und Leipzig. Richard wurde auf meinen Antrag in den Postdienst übernommen und zunächst in Köln im Telegrafendienst ausgebildet. Da nun kein Grund mehr vorlag, länger in Bedburg zu bleiben, machte ich ein Gesuch um Versetzung in den Frankfurter Bezirk. Ich war im Juli 1909 mit Maria im Kurbad Knocke s/mer, als mich daselbst die Nachricht von meiner Versetzung nach Oberursel erreichte.

Wenn ich das ganze vergangene Leben überblicke, so waren die 9 Jahre in Bedburg vielleicht die glücklichsten, die wir verlebt haben. Stille Wehmut ergreift mich, wenn ich diese Jahre an meinem geistigen Auge vorüber ziehen lasse und der zahlreichen Freunde und Bekannten gedenke, die meist schon alle mir in die Ewigkeit vorangegangen sind. Die Kinder machten uns, abgesehen von der Arbeit für ihr Fortkommen in der Schule, was auch wieder durch den Erfolg viele Freude bereitete, keinerlei Sorgen.

Durch das Prisma der Erinnerung erscheint diese alte Zeit hell und farbig und ihr verklärender Schein fällt versöhnend in die heutige unerfreuliche Zeit.

Am 1. September 1909 fand der Umzug nach Oberursel statt. Wir bekamen eine sehr schöne Dienstwohnung, vier Zimmer im ersten und ebenso viele im zweiten Stock; leider waren die Diensträume zu klein. Jeden Sonntag, Sommer wie Winter, bei jedem Wetter pil-

gerten wir zusammen nach Kronberg und verlebten den Tag bei der Großmutter. Der Rückweg war nicht immer ein ungetrübtes Vergnügen; die Kinder waren schon müde, ehe wir fortgingen und wollten öfter unterwegs Rast machen. Sobald aber die ersten Lichter von Oberursel aus dem Dunkel der Nacht auftauchten, hatten sie alle Müdigkeit vergessen und liefen wie die Hasen vom Signorino-Kreuz den Berg hinunter heim.

Dienstlich traf ich geordnete Verhältnisse an. Das Personal war ausreichend bemessen und entgegenkommend; nur ein schwarzes Schaf war darunter. Besonders lobend muss ich den Postsekretär Ronimi erwähnen, ein fähiger, charaktvoller Beamter von durchaus anständiger Gesinnung. Als Reserveoffizier stand er bei dem Personal in großem Respekt, und er erleichterte mir ganz erheblich meine Aufgabe. Wenn ich mit einem Beamten eine Auseinandersetzung hatte und er merkte, dass ich dabei erregt wurde, kam er sofort zu mir und sagte: „Lassen Sie doch, ich werde ihn schon gerad stellen.“ Dann nahm er sich den Mann vor und fauchte ihn dergestalt an, dass ihm Hören und Sehen verging. Jeden Morgen, wenn ich zum Dienst kam, begrüßte er mich in meinem Zimmer; wir plauderten zunächst ein halbes Stündchen über dienstliche und außerdienstliche Vorkommnisse, dann gab ich ihm die eingegangenen Dienstbriefe, teilte ihm in Bezug auf die Erledigung meine Ansicht mit, und um das Weitere brauchte ich mich nicht zu kümmern; er schrieb einen guten Stil, und mit vollster Stoffbeherrschung erledigte er die Schriftstücke und legte sie mir zur Unterschrift vor. – Leider hatte Herr Ronimi in seiner Familie schreckliches Unglück. Anfangs 1910 verfiel seine Schwiegermutter, die bei ihm wohnte, in Schwermut und geistige Umnachtung und musste in einer Heilanstalt gebracht werden. Ein halbes Jahr später brach über seine Frau, eine schlanke, schöne Erscheinung, dieselbe Krankheit herein. Auch sie musste in die Anstalt überführt werden. Mutter und Tochter haben zusammen 10 Jahre lang in der Heilanstalt Goddelau gelebt, ohne das eine von der anderen etwas wusste. Ronimi hatte ein Kind, ein sehr begabtes Mädchen von gewinnendem Äußeren. Sie studierte, machte das Staatsexamen in Philologie und heiratete dann einen Professor

der Universität. Ich befürchtete immer, dass sie dem Schicksal ihrer Mutter verfallen würde, habe aber bis heute nichts davon gehört. Kinder hat sie bis jetzt nicht, hoffentlich bekommt sie auch keine.* Ronimi ist heute Postdirektor von Frankfurt Süd.

*Sie hat aber doch kürzlich ein Kind bekommen.

Im Frühjahr 1910 kam die Großherzogin von Oldenburg in das Sanatorium Hohemark. Sie hatte mit dem Professor Schütte-Lanz, der als Gast des Großherzogs in Oldenburg weilte, Beziehungen angeknüpft, die in der Residenz Ärgernis erregten. Der Großherzog war gezwungen einzuschreiten und verbannte seine Frau nach Hohemark, wo sie unter schwerster Beobachtung stand. Sie durfte nicht aus dem Bereich der Heilanstalt heraus, und wenn sie im Park spazieren ging, folgte ihr in einiger Entfernung ein elegant gekleideter Detektiv. Jeden Morgen bekam sie aus Oldenburg telegrafischen Bericht über das Befinden ihrer Kinder. Nach einiger Zeit kam auch ihre Schwester, die Prinzessin Paula von Mecklenburg, nach Hohemark. Sie konnte sich aber mit Professor Friedländer, dem Besitzer der Anstalt, nicht vertragen, besonders als er sich anmaßte, die für sie eingehende Korrespondenz zu öffnen. Äußerst erzürnt kam sie zu mir und verlangte sofortige Abhilfe. Ich ersuchte Sie, sich nur einen Tag zu gedulden, ich würde unverzüglich bei der Oberpostdirektion die Angelegenheit zur Sprache bringen. Auf meine telegrafische Darlegung des Sachverhalts verfügte die Oberpostdirektion sofort, dass die Briefe für die Prinzessin Paula nicht mehr nach Hohemark zu leiten, sondern durch einen Briefträger von Oberursel der Empfängerin persönlich auszuhändigen seien.

Nach einigen Tagen wurde sie von ihrem Bruder morgens um 6 Uhr mit einem Flugzeug von Hohemark entführt. Nach etwa 4 bis 5 Monaten wurde auch die Großherzogin aus ihrer Verbannung erlöst; sie ging aber nicht nach Oldenburg, sondern nach Mecklenburg zu ihrer Mutter. – Am 30. Mai 1910 bekam ich einen Oldenburger Orden, und zwar der Ehrenkreuz erster Klasse des Großherzoglich-Oldenburgischen Haus- und Verdienstordens.

Im Jahr 1912 wurde ein neues Posthaus gebaut, da das alte dem stetig wachsenden Verkehr nicht mehr genügen konnte. Wir bekamen eine schöne Dienstwohnung von 5 Zimmern. Wie das bei solchen Bauten immer der Fall ist, wurde nur das momentane Bedürfnis berücksichtigt, ohne für die Zukunft Vorsorge zu treffen. Heute schon sind die Diensträume viel zu beschränkt, und man hat von der Dienstwohnung zwei Zimmer für Dienstzwecke abgetrennt und dem Amtsvorsteher dafür zwei Mansarden eingerichtet.

Im Sommer 1911 kam Prinz Heinrich der Niederlande, der Gemahl der Königin, und Bruder der vorzeitig erwähnten Großherzogin von Oldenburg, auch nach Hohemark er litt an Dipsomanie [*periodischer Alkoholismus* / „*Quartalssäufer*“], der Krankheit Fritz Reuter's. Ich sah ihn öfter, da ich dienstlich in der Anstalt zu tun hatte, weil daselbst eine Postagentur sich befand, die dem Postamt in Oberursel unterstellt war. Man konnte ihm seine Krankheit nicht ansehen; er war eine stattliche Erscheinung und gegen jedermann freundlich. Meistens wurde er mit Holzsägen und sonstigen landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Als Professor Friedländer einmal verreist war, gelang es ihm, aus der Anstalt zu entweichen; er fuhr nach Frankfurt und betrank sich im Cafe Rumpelmayer bis zur Bewusstlosigkeit. Sein Aufenthalt im Sanatorium schien nicht den erwarteten Erfolg gehabt zu haben. Er kam später nochmals für drei Monate nach Hohemark.

Im Frühjahr 1913 kam die Königin von Holland mit der damals dreijährigen Prinzessin Juliane ebenfalls nach Hohemark und blieb daselbst 3 Monate. Sie brachte einen Stab von Ministerialbeamten mit, welche die Regierungsgeschäfte, soweit als möglich, hier erledigte. Jeden Tag kam ein Kurier aus Den Haag nach Hohemark, um die in Holland bearbeiteten Schriftstücke der Königin zur Unterschrift vorzulegen; er fuhr am folgenden Morgen wieder nach Den Haag zurück. Außerdem brachte er jeden Tag einen Liter Milch mit für die kleine Prinzessin. Die Oberpostdirektion hatte mich persönlich dafür verantwortlich gemacht, dass der Kurier abends von der Staatsbahn zur Elektrischen pünktlich übergeleitet werde, und ebenso umgekehrt morgens von der Elektrischen zur Staatsbahn. Wenn der Ku-

rier ausblieb, was in den drei Monaten zweimal vorkam, musste ich der Oberpostdirektion telegrafische Anzeige machen. Die Königin selbst habe ich selten zu Gesicht bekommen, umso öfters die kleine Prinzessin, die mit einem kleinen Ponywagen, der von ihrem Spielgefährten gelenkt wurde, täglich in der Umgegend herumfuhr. Ich war froh, als die Königin wieder abreiste, denn jeden Tag zweimal zum Bahnhof zu gehen und acht zu geben, ob der Kurier richtig seinen Weg fand, wurde schließlich lästig und langweilig. Am 31. Mai 1913 verlieh die Königin mir einen holländischen Orden, und zwar den Ritterorden von Oranje-Nassau. An dieser Auszeichnung knüpften sich unliebsame Weiterungen. Zunächst war der Oberpostdirektor, der Geheimrat Lauenstein in Frankfurt, entrüstet, dass er keinen Orden bekommen hatte. Er befahl mich nach Frankfurt und wollte Auskunft von mir haben, weshalb man ihn nicht ebenfalls berücksichtigt habe; er ersuchte mich, den Professor Friedländer zu veranlassen, dass er nachträglich für eine Ordensverleihung eintrete. Friedländer, der den Oberpostdirektor nicht leiden konnte, lehnte ganz entschieden dieses Ansinnen ab, erreichte aber, dass der Postsekretär Ronimi einen Orden bekam. Die holländische Ordenskommission, war der Meinung, dass Ronimi als Reserveoffizier einen höheren Orden haben müsse, vermittelte ihm einen solchen, der aber eine Stufe höher stand, als der meinige. Die Oberpostdirektion machte dagegen geltend, dass der nachgeordnete Beamte keinen höheren Orden haben könne, als der Amtsvorsteher und sandte den Orden an das Reichspassamt in Berlin zurück mit dem Antrag, das Weitere zu veranlassen. Dieses wandte sich an das Auswärtige Amt und Letzteres an die holländische Regierung. Daraufhin bekam Ronimi einen anderen Orden, der dem meinigen nicht ganz gleichwertig war. Tant de bruit pour une omelette. So viel Lärm für ein Omelett. Diese Änderung war mir umso unangenehmer, als Ronimi wahrscheinlich durch Professor Friedländer, von dem Sachverhalt Kenntnis bekam, und als Offizier darüber verstimmt war. – Die Orden sollen eine Anerkennung des Staates für treu geleistete Dienste bedeuten, in Wirklichkeit sind sie nur eine billige Geste, die kein Geld kostet. Hätte mir die holländische Königin statt der Dareiche des Ordens

„God zig met ons“ eine Dotation von 5.000 holländischen Gulden oder eine jährliche Pension von 500 Gulden gegeben, dann wäre ich ihr zeitlebens dankbar geblieben. Ich betrachte die Orden als eine Spielerei für große Kinder, und ich habe die drei Orden, die ich besitze, noch niemals öffentlich gezeigt.

Es klafft eine Lücke von 10 Jahren, vom Beginn des Weltkrieges 1914 bis zu meinem Ausscheiden aus dem Dienst 1923. Es wäre gewiss der Mühe wert, diese an sich interessante Zeit des Näheren zu beschreiben, aber wenn man Erinnerungen aus früherer Zeit fixieren will, um sie aufzuzeichnen, ermisst man erst, wie sie chaotisch sind, wie schwer zu ordnen, und wie wenig des Erlebten man behalten hat. Ich müsste die damaligen politischen Verhältnisse darzulegen imstande sein, müsste den Krieg selbst beschreiben können, die jahrelange Besetzung der 30-km-Zone um den Brückenkopf in Mainz, den entsetzlich trostlosen Rückzug der deutschen Truppen, die Anarchie in Deutschland, die Wohnungsnot, den Separatistenaufrüstung, die Hungerjahre 1917 – 1921, die oft von den Gendarmen gestörten Hamsterfahrten, die ich mit meiner Frau unternommen habe, um die nötigen Lebensmittel für die Familie herbeizuschaffen, die Wohnungsnot und schließlich die scheußliche Inflation, die mein ganzes Vermögen von 60.000 Mark in einer einzigen Nacht verschlungen hat. Es war dies das größte Verbrechen, das jemals ein Staat gegen seine Bürger begangen hat.

Am 1. Juni 1923 trat ich nach einer Dienstzeit von 53 Jahren in den Ruhestand und genieße jetzt das sogenannte otium cum dignitate [*Arbeitslosigkeit mit Würde*]. Vom 1. Oktober 1923 ab war ich ein Jahr lang bei der Raiffeisenbank in Frankfurt am Main in der Buchführung beschäftigt gegen ein Monatsgehalt von 150 Mark. Außerdem hatten die Angestellten noch sonstige Vorteile. Die Bank unterhielt ein großes Lager in landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln und verteilte jeden Samstag an ihre Beamten verschiedenerlei Lebensmittel; abwechselnd gab es Mehl, Butter, Schmalz und dergleichen. Bei dem Direktor und den leitenden Persönlichkeiten war ich gut gelitten; man war mit meinen Arbeiten zufrieden, und ich wäre gern dauernd geblieben, aber die Inflation warf ihre Schatten auch auf die Bank,

die nach und nach ihre Arbeiter zum großen Teil entlassen musste. – Ich war von neuem arbeitslos. Unter dem Druck der erzwungenen Untätigkeit leide ich sehr. Wenn ich abends zu Bett gehe und mich frage: „Was hast du heute getan oder geleistet?“ dann sehe ich mich einem gähnenden, grinsenden „Nichts“ gegenüber und muss bekennen, wieder ein „dies sine linea“. Stehe ich morgens auf, dann quält mich die Sorge, wie werde ich den heutigen Tag herum bringen? Drohend steht das Horazische „Carpe diem“ [Nutze den Tag] vor meinen Augen, aber ich sehe keinen Weg, dieser Aufforderung zu entsprechen. Ich empfinde es gewissermaßen als eine Pflichtverletzung so ganz ziel- und zwecklos in den Tag hineinzuleben. Dabei komme ich mir vor wie eine Pumpe, die kein Wasser gibt und nur einen beweglichen Schwengel hat. So ganz verblödet und verkalkt bin ich doch noch nicht, wie ein stupider Esel, der sich darüber grämt, dass der Rosenstock keine Disteln trägt. Ich habe in meiner Jugend so viel gelernt, was ich jetzt gar nicht gebrauchen kann, Lateinisch, Französisch, Griechisch und sogar Hebräisch.

Was ich heute haben müsste, das eben habe ich nicht, nämlich ein anständiges Steckenpferd, wie Musik, Malen, Zeichnen, Schriftstellen und dergleichen. Von alledem aber verstehe ich nichts. Es geht mir, wie dem Faust, der sagte:

„Was man nicht weiß, das eben bräuchte man.
Und was man weiß, das kann man nicht gebrauchen.“

Fontane sagt in seinen Briefen: „Eine bestimmte Beschäftigung ist an und für sich schon ein Segen. Der Müßiggang führt auf allerlei Pfade, die nur in dem Einen übereinstimmen: Sie führen alle abwärts.“ Nun gehe ich jeden Tag spazieren, aber leider kann ich nicht mehr in die Berge steigen, ich muss zufrieden sein, wenn ich auf ebenen Wegen noch etwa zwei bis drei Stunden gehen kann. Doch ich bin dem lieben Gott dankbar, dass ich noch leidlich gesund bin und keine Schmerzen habe. Solange man körperlich nicht ganz gebrochen ist, sollte man eigentlich nicht klagen. Vielleicht habe ich auch noch eine Mission auf der Welt. Solange ich noch irgendjemand weiß, dem ich durch mein Dasein eine Last abnehmen oder

eine gute Stunde bereiten kann, solange ich den Kindern noch mit Rat und Tat helfen kann, bin ich nicht im Wege, nicht überflüssig und habe noch immer Grund zur Dankbarkeit gegen Gott.

Im Frühjahr 1933 wurde ich von einem quälenden Blasenleiden heimgesucht. Meine Tochter Paula, die in Müschenbach/Hachenburg als Lehrerin angestellt ist, veranlasste mich, dorthin zu kommen, weil sie glaubte, ich würde auf dem Westerwald Besserung finden. Obgleich ich schwer krank war, unternahm ich mit meiner Frau die Reise und kam halbtot in Müschenbach an. Der Arzt, Doktor Stein, sagte, nachdem er mich untersucht hatte: „Sie müssen sofort ins Krankenhaus zur Vornahme einer Zystoskopie [*Blasenspiegelung*].“ Am nächsten Morgen brachte er mich in seinem Auto nach Wissen (Sieg), dem nächsten Krankenhaus. Zwei Krankenschwestern schleppten mich, wenig rücksichtsvoll, in den Operationssaal, dessen Fußboden von einer vorhergehenden Operation noch mit einer großen Blutlache bedeckt war und erst gesäubert werden musste. Als ich die verschiedenen Apparate sah, die der Arzt um mich herum aufbaute, wurde mir himmelangst. Mehr noch, als die beiden Burschen an meine Seite traten und mir die Arme festhielten. Herr Doktor Stein hielt mir den Kopf. Der Operateur nahm die bereitliegenden Werkzeuge zur Hand und begann sein Werk. Vor Schmerz schrie und brüllte ich wie ein Tier, aber unerbittlich fuhr der Schinder, den ich hätte erwürgen können, in seiner Arbeit fort. Nie in meinem Leben habe ich solche Schmerzen ausgehalten, weder vorher noch nachher. Warum man mich nicht chloroformiert hat, weiß ich nicht, vielleicht wegen des Herzens. Nach der Operation packten mich die beiden Kerle und warfen mich wie einen Sack ins Auto. In Müschenbach angekommen hörte ich, wie Doktor Stein zu meiner Frau sagte: „Schaffen Sie den Mann heim, der lebt keine 3 Tage mehr.“ Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht. Am folgenden Morgen kam der Sanitätswagen; um 10 Uhr fuhren wir ab und waren um 4 Uhr in Oberursel; es war eine schreckliche Fahrt. Ich wurde in die Wohnung hinauf getragen und auf dem Sofa gebettet. Mein Sohn Joseph bemühte sich sehr um mich und kam jeden Tag 2 - 3 mal, um nach mir zu sehen. Ihm und der aufopfernden Pflege mei-

ner Frau, die Tag und Nacht um mich besorgt war, verdanke ich es, dass ich am Leben geblieben bin und nach 4 Wochen zum ersten Mal wieder aufstehen konnte. Mit aufrichtigem Dank muss ich auch des Herrn Masseur Jos. Wolf gedenken. Nach der Operation ging das Wasser nicht mehr spontan ab, sondern die Blase musste mittels eines Katheters entleert werden. Zunächst wurde es mit einem Dauerkatheter versucht, der mir aber solche Schmerzen verursachte, dass ich es nicht aushalten konnte. Herr Wolf kam täglich mehrmals, um mir zu helfen. Auch wurden einige Zeit hindurch täglich, später wöchentlich Blasenspülungen von ihm vorgenommen und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Niemand hatte geglaubt, dass ich mich noch einmal erholen würde, und doch ist heute, drei Jahre nach der Operation, mein Gesundheitszustand gottseidank befriedigend. Ich schlafe zwar nicht besonders gut, kann aber morgens aufstehen, gehe täglich zwei bis drei Stunden spazieren und danke Gott, dass ich noch nicht auf fremde Hilfe angewiesen bin. Jedoch steht im Hintergrunde das Gespenst meines Alters: die Prostata-Hypertrophie [Literatur von 1930: https://books.google.de/books?id=-y6qBgAAQBAJ&pg=PA170&lpg=PA170&dq=Prostata-Hypertrophie+Mortalit%C3%A4t&source=bl&ots=N17SCKJm0O&sig=SR79VQj_fSLpf56SBX5O7OzPJec&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwi22O_JurrZAhUSZFAKHYPVDzcQ6AEINzAB#v=onepage&q=Prostata-Hypertrophie%20Mortalit%C3%A4t&f=false]. Ich weiß nicht, ob ich mich der drohenden Operation, deren hohe Mortalitätsziffer bekannt ist - 90% - unterziehen werde [Heute nur noch 3 %]. Vielleicht schenkt mir der Schöpfer eine mildere Todesart. Ich bin jetzt nahezu 84 Jahre alt und jeden Tag des Rufes in die Ewigkeit gewärtig. Das Leben ist eigentlich nur noch ein Warten auf den Tod. „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben“, steht in der Bibel, „und darauf folgt das Gericht.“ Werde ich drüben eine gute Aufnahme finden? Möge der liebe Gott meiner armen Seele gnädig sein.

Im Frühjahr 1934 fing meine Frau an, zu kränkeln, und ohne dass ein organisches Leiden vorhanden gewesen wäre, siechte sie immer mehr dahin. Paula glaubte, dass eine Luftveränderung ihr gut tun würde und meinte, ein mehrwöchiger Aufenthalt in Marienstatt würde ihr Hilfe bringen. Die Abreise dafür wurde auf Anfang Juni festgesetzt. Meine Frau räumte die Wohnung so sorgfältig auf,

schlug die Polstermöbel in Laken ein, versorgte die Kleider, als ob sie ahnte, dass sie nicht mehr wiederkommen werde. Bei Antritt der Reise sagte sie zu der Nachbarin Frau Eckhardt: „Ich sehe Oberursel nicht mehr wieder.“ Meine Frau hatte die verhängnisvolle Gabe des sogenannten zweiten Gesichts, und ihre Ahnungen und Prophezeiungen traten fast immer ein. Im Kloster der Abtei bekam meine Frau ein Zimmer, und anfänglich schien es, als ob eine Besserung sich bemerklich mache. Am Fronleichnamstag fuhren wir zusammen nach Hachenburg zu einem von der katholischen Gemeinde veranstalteten Gartenkonzert, wo sie mit ihrer Nachbarin, einer steinalten Frau, sich gut unterhielt, und wo ich sie zum letzten Mal Lächeln sah. Am folgenden Tag trat eine auffallende Verschlimmerung ein, so dass wir sie in das Krankenhaus „Helenenstift“ nach Hachenburg bringen mussten. Joseph kam mit seinem Auto von Oberursel, was für die Mutter eine letzte Freude war, er hielt ihren Zustand nicht direkt für lebensgefährlich, hatte aber doch schwere Befürchtungen. Als meine Frau fühlte, dass sie ihrem Ende entgegen gehe, rief sie mich an ihr Bett und sagte mir, dass sie wünsche, auf dem Friedhof der Abtei Marienstatt begraben zu werden; sie hatte die Patres und Brüder jeden Mittag über den Friedhof wandeln sehen, ebenso die zahlreichen Wallfahrer und glaubte, es werde da mehr für sie gebetet als in Oberursel. Im weiteren riet Sie mir, nach ihrem Tode die Wohnung aufzugeben und in das Johannesstift überzusiedeln; sie habe mit der Oberin bereits die Angelegenheit besprochen und geregelt. Ihr Zustand verschlimmerte sich weiter, und schließlich trat noch Wassersucht hinzu. Am 13. Juni 1934 gab sie ihre Seele in die Hände des Schöpfers zurück. Wie betäubt stand ich an ihrem Sterbelager. Es war der größte Schmerz meines Lebens. Wer sich so lange und so fest auf den Arm der Lebensgefährtin stützte, den überfällt ein Gefühl des Scheintods, wenn man sich plötzlich allein sieht und selbständig vorschreiten soll. Bei strahlendem Sonnenschein fand nach zwei Tagen die Beerdigung statt. Alle Einwohner von Müschenbach, sowie die Schulkinder der umliegenden Dörfer, soweit sie zum Kirchspiel gehörten, mit ihren Lehrern nahmen daran teil. Wohltuend berührte es, dass die Leute, die hinter dem

Leichenwagen hergingen, den Rosenkranz für die Verstorbene beteten, während in größeren Städten, auch in Oberursel, die sogenannten Leidtragenden, die hinter dem Leichenwagen hergehen, laut schwätzen und sich unterhalten. – Leider kann ich wegen der weiten Entfernung nur selten noch an das Grab kommen. Wenn ich aber hinkomme, erfasst mich nicht etwa das Leid, dass sie tot ist. Ich bin zu alt geworden, um irgendjemanden den Tod und die Erlösung vom Leben nicht zu gönnen. Was mich ergreift, ist die Wehmut in der Erinnerung an die vielen glücklichen Tage, die ich mit ihr verleben durfte. Wenn ich an ihrem Grab stehe, erfasst mich die Gewissheit der Unsterblichkeit; ich fühle gleichsam die Existenz ihrer Seele in meiner Nähe. Ich glaube, dass auch mein Leib auferstehen wird zu einem ewigen Leben, ich glaube, dass ich erkaltete Hände, die mir im Leben teuer waren, wieder umfassen werde, dass ich die lieben Augen, die sich im Tode für mich schlossen, wieder schauen werde, dass ich mit ihr in alle Ewigkeit am Throne Gottes vereint sein werde.

Zeitungsausschnitt mit Fotos:

Das Haus zu den 3 Rittern, das Gebutshaus der Frau K. Hellbach, geb. Sponsel

Den 13. Juni 1936

Heute, am 2. Jahrestage des Todes meiner lieben Frau, ist auf ihrem Grabe auf dem Friedhof der Abtei Marienstatt ein vom Kunstschnitzer Kurt Winter in Oberursel gefertigtes Kreuz [Foto] errichtet worden.

Todesanzeige:

„Nach Gottes heiligem Willen starb am 13. Juni im Krankenhaus St. Helenenstift in Hachenburg nach schwerem Leiden meine geliebte Frau, unsere gute, treusorgende Mutter

Frau Katharina Hellbach geb. Sponsel, 5.8.1865 – 13.6.1934

wohlvorbereitet durch den Empfang der hl. Sterbesakramente im Alter von 69 Jahren.

Die Beisetzung erfolgte auf Wunsch der lieben Verstorbenen in aller Stille auf dem Friedhof der Abtei Marienstatt. Ich bitte von Beileidsbezeugungen abzusehen.

Im Namen der Hinterbliebenen: Rechnungsrat Hellbach“



Im Altertum gab man den Toten einen Obolus mit für Charon, den düsteren Fährmann des Efron und klemmte ihm die Münze, gleichsam als letzten symbolischen Rest seiner ganzen Habe, zwischen die Zähne, aber auch den, der nichts hatte, fuhr er umsonst hinüber ins Reich der Schatten. Auf das heidnische Grab setzte man einen Stein mit der Inschrift: „Vale“ als einen letzten traurigen Gruß, und weiter wusste man nichts. Auf die Gräber unserer Toten gehört kein prunkvolles Marmordenkmal, wie man es heutzutage vielfach schon in kleineren Orten findet, sondern ein Kreuz, das uns an Tod und Ewigkeit mahnt und zu einem stillen Gebet für den Verstorbenen auffordert. –

An Jeden, auch den dicksten Ungläubigen, tritt einmal die Sphinx heran mit der drohenden Frage: „Woher? Wohin? Wo und wie endet das Leben? Ist es Tod oder Schlaf? Das Nichts oder die Ewigkeit?“ Nur allein das Christentum vermag auf diese Frage die richtige Antwort zu geben. Millionen von Tränen hat der christliche Glaube schon getrocknet, Millionen und Abermillionen Unglückliche und Tiefgebeugte getröstet und wieder aufgerichtet, dass aber der triviale Materialismus, oder der Monismus mit seinen unmöglichen Hypothesen, oder gar der schaurige Pessimismus eines Nietzsche und Schopenhauer auch nur einen einzigen Menschen getröstet hätten, hat man noch nicht gehört. Ebenso wenig vermag die nationalsozialistische Weltanschauung Trost im Elend und Unglück zu gewähren. Um die Jahrhundertwende hat der schnellfertige Übereifer populärer Naturwissenschaft Häckels „Welträtsel“, die heute wie ein Anachronismus aus ferner Zeit anmuten, aus ihrem Scheintod aufzuwecken versucht und gewissermaßen im Handumdrehen den alten Gott abgesetzt. Aber es folgte in unserer Zeit eine Wiederbesinnung auf die Metaphysik. In der Zeitschrift „Theorie und Praxis in der Medizin“, April 1936, schreibt der Heidelberger Universitätsprofessor W. Hellpach Folgendes: „Im Brennpunkte des tiefen Umbruchs der Lebensinhalte und Lebensformen, der die ganze Welt ergriffen hat, steht das Suchen nach einem neuen Ziel und Sinn des menschlichen Erdendaseins. Damit aber ist das Fragen nach Zeitlichkeit und Ewigkeit aufgerollt. Jederzeit und überall wird es ungezählte

Millionen geben, denen ihr letztes, oft unbewusst dumpfes, aber unausrottbar zähes Sehnen und Verlangen nach einer Sicherstellung der Jenseitsexistenz mit noch so großartigen, vollkommenen, edlen und schönen Diesseitsidealen und Diesseitsaufgaben nicht gestillt wird. Unstillbar ist das Verlangen des schlichten Menschengemüts aller Rassen und Räume, aller Völker und Zeiten, zu ergründen, ob und wie die dunkle Pforte des Todes zu dem eigentlichen Sinn des Lebens hinführe. Die Menschenseele klammert sich an irgendeiner Art von ewigem Leben, und alle noch so weisen Auskünfte, die das nicht bejahen, bedeuten ihr ohnmächtige Ausflüchte, mit denen sie sich nicht zufrieden geben kann.“

Ich schalte hier die Beschreibung einer Schweizer Reise ein, die ich im Juli 1927 mit meiner Tochter Therese gemacht und im „Oberurseler Bürgerfreund“ veröffentlicht habe:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt.“

Am Sonntag, den 3. Juli fuhren wir mit dem 8:33 abgehenden Feriensonderzug nach Basel. Trotz des gewaltigen Andrangs fanden wir im Zuge noch einen günstigen Platz am Fenster. Die Reisegesellschaft war passabel. Die Zollrevision in Basel war eine reine Formalität, niemand brauchte den Koffer zu öffnen. Die erste unangenehme Überraschung hatte ich, als ich in Basel erfuhr, dass meine Rundreisefahrt nach Genf über eine falsche Route ausgestellt war, wofür ich 2 Franken 60 Cent nachzahlen musste. Wir fuhren über Olten, Solothurn nach Biel, an der Westküste des Bieler Sees entlang nach Yverdon, wo Pestalozzi etwa 20 Jahre gelebt und gewirkt hat.

Weil wir großen Durst hatten, tranken wir im Speisewagen eine Flasche Bier, wofür der Kellner ein Fränkli verlangte. Zwischen Solothurn und Biel liegt die Sprachgrenze. Die Schaffner rufen nicht mehr „Achtung“ sondern „attention“. Yverdon macht, vielleicht weil heute Sonntag, den Eindruck einer toten Stadt. Wir wollten das Grab Pestalozzi's besuchen, erfuhren aber, dass er gar nicht hier, sondern in Neuhof im Kreis Aargau begraben ist; seine Frau dagegen ist in Yverdon beerdigt. Wir stiegen im Hotel Taon in der Nähe des Bahn-

hofs ab. Ausstattung, Betten und Essen waren gut. Das Wetter war herrlich. Am folgenden Tag fuhren wir Morgens früh nach Lausanne; es ist nach meinem Dafürhalten die schönste Stadt der Schweiz, ihre Lage am Genfer See ist unvergleichlich. Neben dem palais du tribunal federal, ist die Universität, ein Prachtbau, Treppen und Gänge aus Marmor. Unweit liegt die Kathedrale, die schönste Kirche der Schweiz. Das hohe Schiff, von 20 Bündel Pfeilern und Säulen getragen, ist von mächtiger Wirkung. Vor dem Chor sind im Steinboden zwei Vertiefungen; es soll die von zahlreichen Pilgern ausgekniete Stelle sein, an welcher in früheren Zeiten ein wundertätiges Muttergottesbild stand. Tiefe Wehmut erfasste mich bei dem Gedanken, dass diese herrliche Kirche früher ein katholisches Gotteshaus war und durch die Reformation uns verloren gegangen ist. Nach Besichtigung der Stadt fuhren wir mit der Drahtseilbahn hinunter nach Ouchy, dem Hafen von Lausanne, in herrlicher Lage am Genfer See. Um 12 Uhr bestiegen wir das Dampfboot nach Genf. Die Fahrt ist entzückend. Das Wasser tiefblau, manchmal ins Grünliche schimmernd, an der Ostseite des Sees erheben sich die Alpen, inmitten des mächtigen Massivs des mont blanc, bis tief herunter mit glänzendem Schnee bedeckt. Wir fuhren am westlichen Ufer des Sees entlang an lieblichen Dörfern und Villen vorbei und landen um 3:10 Uhr in Genf. Auf den Rat eines Mitreisenden, stiegen wir im Hotel des familles ab und scheinen es gut getroffen zu haben. Wir waren höchst überrascht, als der Direktor des Hotels in unverfälschtem Frankfurter Dialekt einem Angestellten den Auftrag gab: „Zeigen sie den Herrschaften mal die Zimmer.“ Auf unsere Frage erfuhren wir, dass der Direktor ein Herr Hahn aus Heddernheim ist; er wusste uns viel von Oberursel zu erzählen, wo er mit seinem Freund Claudius Baal schöne Stunden verlebt habe. Seine Mutter sei von Wehrheim. Jedes Jahr komme er einmal nach Deutschland, aber für immer wolle er doch nicht zurück. Wir machten dann einen Gang durch die Stadt. Von der Dampfschiff-Landungsbrücke aus kommt man zunächst an das Nationaldenkmal, weiter an den Englischen Garten, zur Russischen Kapelle, deren 5 vergoldete Kuppeln weithin leuchten. Vom palais de justice führt eine Treppe zur Kathedrale Saint Pierre. Dicht an

der monumentalen Brücke Pont du Montblanc die kleine baumbepflanzte Isle de Rousseau. Am Ende des Quai Montblanc sahen wir das Palais des Völkerbundes. Nach dem Abendessen setzten wir uns auf eine Bank am See und genossen das unvergleichliche Schauspiel des Alpenglühens. Es sah aus, als ob der Montblanc von Innen heraus zu glühen anfinge. Etwa eine halbe Stunde schien er in violettrotten Farben getaucht und nahm dann langsam seine gewöhnliche Farbe an. Als wir in das Hotel zurückkamen, sah ich im Vestibül ein Plakat hängen mit der Aufschrift: „Il n' y a pas de culte ce soir.“ [*Es gibt keinen Gottesdienst heute Abend*] Daraus und aus der im Zimmer ausgehängten Hausordnung sah ich, dass wir in einem christlichen Hospiz wohnten. Jeden Abend 8 Uhr wird im Saale des Hotels Abendandacht gehalten, wozu die Hotelgäste eingeladen sind. Es besteht kein Trinkzwang und wird kein Alkohol verabreicht. Das Hotel ist im übrigen tadellos eingerichtet und macht einen vornehmen Eindruck. Wir schieden von Genf mit dem Bewusstsein einen wunderbaren schönen Tag verlebt zu haben und wünschten nur, dass im Völkerbund Palais, wo über die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes beraten wird, eine baldige Räumung des Rheinlandes von französischen Truppen erreicht wird, aber ich glaube, man könnte die Aufschrift, die Dante über sein „Inferno“ gesetzt sah: „Lasciate ogni speranza“ [*Lass alle Hoffnung*] auch hier anbringen, wenigstens solange Poincaré am Ruder ist. (Inzwischen ist er gestorben und das Rheinland wieder frei.)

Am anderen Tag verließen wir um 8 Uhr Genf und fuhren mit der Bahn immer am Ufer des Sees entlang auf Lausanne, Montreux, über welches die Natur alle ihre Reize ausgegossen zu haben scheint, weiter nach Vevey Schloss Chillon in das Rhonetal. Das Wasser der Rhone ist grauweiß wie Kalkbrühe und fließt sehr schnell; anscheinend nicht schiffbar, denn ich habe weder Schiffe noch Kähne gesehen. Die Bahnlinie bildet bei Martigny einen spitzen Winkel und führt zwischen Weinbergen und Obstgarten hin nach Sion. Von der Station Siders (französisch Sierre) hat man einen schönen Blick auf das Matterhorn, hinter welchem Zermatt liegt. Auf der anderen Seite des Tales sieht man hoch oben die Linie der Lötschbergbahn, und

gerade sehen wir einen Zug in den Tunnel einfahren. Zwischen Sierre und Visp liegt die Sprachgrenze, und man hört wieder Deutsch. Es ist merkwürdig, wie die drei Sprachgebiete hier zusammenstoßen. Sogleich nach dem Verlassen der Station Brig fährt der Zug in den Simplontunnel ein. Die Fahrt durch den Tunnel dauert 18 Minuten. Am südlichen Ausgang des Tunnels liegt Iselle frontiere, die Grenze zwischen Schweiz und Italien. Die Pässe und Fahrscheine werden abgenommen und man bekommt eine Contramärke dafür. Im Zuge erscheinen italienische Polizei, Zoll und Bahnbeamte. In Domodossola, wo wir wieder schweizerisches Gebiet erreichen, erhalten wir Pässe und Fahrscheine zurück. Hier mussten wir umsteigen nach Locarno. Zum ersten Mal sehen wir den Lago Maggiore. Die Umgebung von Locarno prunkt in vollem Reiz italienischer Anmut, die Fahrt nach Bellinzona geht fortwährend über Brücken und durch Tunnels. Hier war es, wo vor zwei Jahren Staatssekretär Helffrich bei einem Eisenbahnunglück sein Leben verlor. In Bellinzona wartete schon der Mailänder Schnellzug auf uns. Wir stiegen ein und sofort geht es weiter nach Lugano. Die Hitze im Zuge ist unerträglich. Um 6:15 Uhr läuft der Zug in Lugano ein.

Vor dem Bahnhof bilden die Hoteldiener Spalier. Ich fragte nach Hotel Boldt, mit dem ich schon vorher wegen unseres Bleibens schriftlich verhandelt hatte. Niemand meldet sich. Endlich kommt ein Mann mit Strohhut, Brille und karierten Hosen und sagt, er sei von Herrn Boldt beauftragt, etwaige Reisende bei sich aufzunehmen. Herr Boldt habe das Hotel geschlossen und sei mit seiner Frau auf einer Autotour durch die Schweiz. Misstrauisch sah ich den Mann an und wollte nicht mitgehen, als er aber hoch und heilig versicherte, dass er die Wahrheit spreche, vertrauten wir uns ihm an. Wir fuhren mit der Drahtseilbahn von dem hochgelegenen Bahnhof hinunter in die Stadt und dann mit der Trambahn nach Castagnola, etwa dreiviertel Stunden von Lugano, dicht am See. Wir stiegen aus und der Mann schleppte unsere Koffer den Berg hinauf etwa 200 Stufen bis zum Hotel Alpenblick, das dem Hotel Boldt gegenüber liegt. Ich konnte mich nun überzeugen, dass der Mann recht hatte, das Hotel Boldt war geschlossen. Wir traten ein und wurden freudig überrascht über

die großartige Lage des Hauses. Es liegt vielleicht in halber Höhe des Monte Bré mit entzückender Aussicht auf den See und die Stadt, rechts Monte San Salvatore, gegenüber Monte San Giorgio. Der Mann, Paolucci ist sein Name, wies uns zwei schöne Zimmer an mit herrlichem Blick auf die blauen Fluten des Luganer Sees. Außer uns wohnten nur noch zwei Personen im Haus, eine ältere Dame aus Berlin mit ihrem Sohn, einem Maler; es waren angenehme, ruhige Mitbewohner. Nach dem Abendessen, das gut und reichlich war, setzten wir uns auf die Hotelterrasse und hatten ein herrliches Schauspiel. Als es dunkel wurde, erstrahlten die großen Hotels am See in verschwenderischer Beleuchtung. Die Konturen des Kirchleins von Castagnola, das dicht neben dem Hotel liegt, waren elektrisch beleuchtet, was sich reizend ausnahm. Motorboote und Ruderboote durchquerten den See jedes mit einem Lampion; der Vollmond schien aufs Wasser, es war zauberisch schön, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Die Nacht brachte keine Abkühlung. Trotzdem ich Balkontüren und Fenster offen hatte, blieb es warm und schwül im Zimmer. Um 5 Uhr stand ich auf. Der See lag in leuchtendem Sonnenglanze vor mir. Um 6:30 Uhr ging ich zur nebenan liegenden Kirche. Es waren vier Personen darin, zwei Mädchen und zwei Frauen. Der Geistliche, ein alter Mann in weißem Haar ging zum Altar, zündete selbst die Kerzen an und begann das Messopfer ohne Ministranten. Eine Frau, die an der Kommunionbank kniete, betete mit ihm die Messgebete, das Confituor [*Schuldbekennntnis*] und so weiter. Bei der Opferung bediente sich der Priester selbst.

Nach dem Kaffee gingen wir zum Verkehrsbüro in Lugano, um Grenzübergangsscheine für die beabsichtigten Fahrten nach Italien zu besorgen. Die kosteten für uns beide 18 Franken. Dann wechselte ich einen Hundertmarkschein gegen Schweizer Geld und erhielt nur 115 Franken, also etwa acht Franken Verlust. Schließlich kaufte ich zwei Fahrscheine für die Fahrt nach Isola Bella, die für Hin- und Rückfahrt zusammen 32 Franken 40 Cts kosteten. Auf dem Weg kamen wir an dem asilo infantile, dem städtischen Kindergarten vorbei, für den Therese besonderes Interesse hatte, da sie als Ju-

gendleiterin den Seminarkindergarten in Frankfurt leitet. Der Asilo ist ein schönes, stattliches Gebäude im Villenstil inmitten von hohen Bäumen. Die Leiterin gab uns in freundlicher Weise Auskunft. Der Rückweg nach Castagnola wurde uns bei der furchtbaren Hitze sehr schwer. Nach dem Abendessen setzten wir uns auf die Terrasse und tranken eine Flasche Asti Spumante auf mein Wohl, da an diesem Tag mein Namenstag war. Es war sehr heiß; in der Ferne wetterleuchtete es, über dem See schien ein Gewitter heraufzuziehen. Um Mitternacht wurde ich wach durch einen heftigen Schlag. Der Donner rollte in vielfachem Echo durch die Berge. Es regnete stark. Das Gewitter hatte die Temperatur merklich abgekühlt. Es war ein köstlicher Morgen, wunderbar frisch und angenehm. Nach dem Kaffee gingen wir noch einige Minuten in das Kirchlein und eilten dann nach der Dampfstation Lugano, weil wir nach Isola bella fahren wollten. Um 8:05 Uhr ging der Dampfer ab, wandte sich nach El Paradiso und Melide, wo eine Brücke über den See führt, unter der wir hindurchfahren. Über die Brücke fahren die Schnellzüge vom Gotthard nach Mailand. Um eine Felsennase herum ging es in den Seearm von Agno. An der Ecke liegt Morcote mit dem hoch auf der Bergspitze liegenden Kirchhof. Dann ging es weiter an Laveno und Porto Ceresio vorbei nach Ponte Tresa, das durch die Tresa in zwei Teile geteilt ist, deren nördlicher zur Schweiz, deren südlicher zu Italien gehört. Hier stiegen wir um in die Kleinbahn, die uns in einer halben Stunde nach Luino brachte. Wir waren am Lago Maggiore, weltbekannt durch seine Schönheit und Milde. Schon kam der Dampfer von Locarno herunter und brachte uns nach Cannero und weiter nach Laveno. Den See abermals kreuzend kamen wir nach Intra Tallanza und Baveno. Es näherten sich die Borromäischen Inseln: Isola Bella, Isola Madre und Isola dei Tiscatosi. Letztere ist nur von Fischern bewohnt. In Isola bella verließen wir das Schiff und gingen gleich zum Schloss, der Eintritt kostet 5 Lire. Ein Führer begleitet uns, eilte aber allzu rasch durch die Räume, das meiste nur flüchtig erklärend. Die Kunstschatze, Schatztruhen, Gemälde, Gobelins waren von größter Pracht. Der in zehn Terrassen angelegte Garten im Stil italienischer Renaissance von südlicher Ve-

getation, Palmen, Zedern, Oliven, Magnolien, Bambus, mächtige Agaven, Zuckerrohr, Araukarien, Brotbäume, Eukalyptus, Kakteen, Orangen- und Zitronenbäume, die mit reifenden Früchten bedeckt waren. Um 4 Uhr kam das Schiff von Tresa herauf, und wir mussten diesen herrlichen Fleck wieder verlassen. Es war eine unglaublich schöne Fahrt über den See. Um 9 Uhr waren wir wieder in Castagnola. Nach dem Abendessen gingen wir gleich zu Bett. Während der Nacht hatte sich der Himmel bewölkt und der Morgen war ziemlich kühl. Nach dem Kaffee gingen wir noch auf einen Augenblick in die Kirche, dann hinunter zum Schiffslandeplatz. Auf dem Schiff trafen wir eine holländische Reisegesellschaft von 26 Personen, meist Frauen und Mädchen. Als unterwegs eine Dezimalwaage an Bord kam, ließen sie sich alle nacheinander wiegen. Ein hübsches blondes Mädchen ließ sich Arm in Arm mit dem schwarzlockigen italienischen Zollbeamten fotografieren. Das Schiff fuhr durch den nordöstlichen Arm des Luganer Sees an Gandria und San Marmette vorbei nach Porlezza. Es ist eine ernste Gebirgslandschaft, ganz verschieden von dem lieblichen Lugano. In Porlezza verließen wir das Schiff und fuhren mit der Kleinbahn nach Menaggio am Comer See. Hier gingen wir wieder an Bord und fuhren eine kurze Strecke bis Cadenabbia. Hier stiegen wir aus und gingen in einigen Minuten zur Villa Carlotta; sie hat wiederholt ihren Besitzer gewechselt und gehört heute dem italienischen Staat. Die Kunstschatze dieser Villa, sowie die Gärten sind ganz einzig. Im Marmorsaal des Schlosses befindet sich oben ein breites Fries: Einzug Alexanders in Babylon, von Thorwaldsen. Von Casanova sind vorhanden: Amor und Psyche, Magdalena, Venus u. dgl. Die wertvollen Gemälde von Fra Angelico und Leonardo da Vinci schmücken den Saal. Der Garten bietet eine Überfülle tropischer Vegetation: während Isola bella den Eindruck von Künstelei macht, wirkte Villa Carlotta wie ein Naturpark. Leider hatte es der Führer auch hier sehr eilig und ließ uns keine Zeit zu einer eingehenden Besichtigung. Von Villa Carlotta gingen wir zu Fuß nach Tremezzo, tranken eine Tasse Kaffee und fuhren mit dem Schiff nach Como. Vorbei an herrlich gelegenen Orten wie Argegno, Cernobbio überblickt man weithin die Bucht von

Como, den lebhaften Hafen und die villenumgebene Stadt. Da wir nur eine Stunde Aufenthalt hatten, mussten wir uns auf die Besichtigung des Domes beschränken. Auf dem Weg zum Hafen wollte ich mir in einem Laden einige Ansichtskarten kaufen. Die Verkäuferin sprach deutsch und ist, wie sie mir erzählte aus Frankfurt und seit acht Jahren in Como. Auf meine Frage, ob sie nicht wieder nach Deutschland zurück wolle, antwortete sie: „Nein, ich bin überall zu Hause.“ Wie leicht vergisst noch der Deutsche in der Fremde seine Heimat und Nationalität. Wir hatten einen Schiffsplatz 2. Klasse, konnten es aber da nicht aushalten, weil eine Menge Marktweiber mit Körben kamen, in denen wahrscheinlich Fleisch war, das einen abscheulichen Geruch verbreitete. Wir gingen auf den ersten Platz und mussten 15 Lire nachzahlen. Von Porlezza fuhren wir mit dem Motorboot über die sturmbewegte See nach Lugano, dass wir um 10:30 Uhr erreichten. Am folgenden Morgen fuhren wir mit der Bahn über die Seebrücke bei Melide, vorbei am Monte Generosa nach Chiasso, der letzten schweizerischen Station mit großem Bahnhof, Zoll und Postrevision. Um 9:30 Uhr waren wir in Mailand. Eine Beschreibung des Domes will ich mir schenken. Mit einem Auto fuhren wir zum Campo Santo, der einer der schönsten Friedhöfe der Welt sein soll. Unsere leider sehr beschränkte Zeit gestattete leider nur einen flüchtigen Rundgang. Um 4:30 Uhr fuhren wir von Mailand ab und waren um 6:50 Uhr wieder in Lugano.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Um 9:30 Uhr gingen wir in Castagnola zur Kirche. Es wurde weder gesungen noch Orgel gespielt. Die Leute waren alle städtisch gekleidet, nur einige Frauen trugen schwarze Kopfschleier, die über das Gesicht herunterhingen. Eine Volkstracht gibt es anscheinend nicht mehr. Nach dem Evangelium hielt der Geistliche vom Altar aus einer Ansprache, von der wir natürlich nichts verstanden. Mit südlicher Lebhaftigkeit und reichlichen Gesten sprach er etwa 30 Minuten. Zur Bekräftigung seiner Worte schlug er häufiger mit der flachen Hand auf das Messbuch. Mitunter schien er einen Scherz gemacht zu haben, denn die Gläubigen lachten bisweilen ganz ungeniert. Am Schluss sang das Volk gemeinsam den Psalm: „Laudate Deum omnes gentes.“ Nach

dem Gottesdienst stiegen wir zu dem in drei Terrassen über dem Kirchlein sich erhebenden Friedhof hinauf, von wo aus man einen entzückenden Blick über den See und die Stadt genießt. Auf einem Grabstein stehen in Deutsch die Worte: „Einer von uns muss geh'n nach Haus allein, lieber Gott, lass mich der andere sein.“

Auch ein stattliches Denkmal für einen bei Verdun gefallenen deutschen Offizier ist da. Nach dem Essen machten wir einen Spaziergang nach Gandria; es ist ein reizendes Nest, von ausgesprochen italienischer Bauart. Wir tranken in einer Trattoria eine Tasse Kaffee und fuhren später mit einem Dampfer nach Castagnola zurück. Nach dem Abendessen setzen wir uns auf die Terrasse. Es ist der letzte Tag unseres Aufenthaltes in Lugano. Mein Blick schweifte hinüber über die blauen Fluten nach Melide und Morcote. Der Vollmond wirft sein Licht auf die spiegelglatte Fläche, schwankende Gondeln schaukeln auf dem Wasser, einzelne beleuchtete Boote gleiten lautlos über die ruhige See, weiße Streifen hinter sich herziehend. Der Monte San Salvatore und San Giorgio recken ihre Riesenleiber gespenstig hinauf zum sternenübersäten Nachthimmel. Tausende und abertausende von Lichtern Flammen am Ufer entlang und an den Berghängen auf. Auch das neben uns liegende Kirchlein von Castagnola zeichnet seinen Umrisse in plakativem Licht. Die Lichter der Zahnradbahn nach Monte Bré blitzen auf. Die lange Verlaufschnur der Uferillumination scheidet Wasser und Land und über dem Meer zittern die Reflexe dieser fantastischen Beleuchtung. In Gedanken versunken sitze ich inmitten all dieser Herrlichkeit, die ich nicht mehr wiedersehen werde. Tiefbewegt gedenke ich auch meiner Lieben in der Heimat und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein. – es ist 5 Uhr früh. Vom wolkenlos blauen Himmel strahlt schon die Sonne hernieder. Noch ist es kühl, aber ich fürchte, es wird heute sehr heiß. Wir müssen Abschied nehmen, um 9 Uhr geht der Zug nach Luzern. In der Pension „Alpenblick“ haben wir schöne Tage verlebt. Die Familie Paolucci, einfache, biedere Leute, haben gut für uns gesorgt. Mit einigen Minuten Verspätung kommt der Zug von Mailand an. Die Wagen sind überfüllt. Die Bahnlinie führt durch ein breites, fruchtbares Tal, vom Tessin durchströmt, nach Bellinzo-

na. Das Tal wird enger, wild tost der Tessin über Felsen und Steine, von den nahen Berggipfeln stürzen Wasserbäche brausend zu Tal. Die Bahn windet sich in mehreren Kehrtunnels immer höher und gelangt nach Airolo, dem südlichen Tor des Gotthardtunnels. Bei Göschenen tritt nach einer Fahrt von 15 Minuten der Zug wieder ans Licht. Jetzt geht's durch verschiedene Kehrtunnel talab, über sich und unter sich sieht man die hin und her laufende Bahnlinie. Das Kirchlein von Wassen sah man erst tief unter sich, jetzt sieht man es hoch über sich. Es geht talein, talaus, hinüber und herüber über die brausende Reuss hinunter nach Altdorf, berühmt durch Tells Apfelschuss. Wir kommen nach Flüelen am Vierwaldstättersee und sind mitten in der klassischen Gegend des „Wilhelm Tell“: Rütli, Tellsplatte, Atenstraße, Seelisberg, Brunnen, Schwyz, Mythen usw. Der Zug fährt über Arth-Goldau, am Lowerger See und Küssnacht vorbei nach Luzern, das wir um 1:30 Uhr erreichen.

Die Stadt ist von Reisenden überfüllt. Im Hôtel du nord finden wir noch zwei kleine Zimmer à 5 Franken für die Nacht. Wir machen einen Gang durch die Stadt über die Totentanz-Brücke, sehen den „Löwen von Luzern“, ein Denkmal von Thorwaldsen, den Gletschergarten mit interessanten Sammlungen und sehen auf dem Markt zufällig viele Studenten, die mit Musik und Fahnen von der Gedenkfeier der Schlacht bei Sempach zurückkehrten.

Am folgenden Tag wollten wir auf den Rigi, aber es regnete. Wir fuhren eine kurze Strecke auf dem See bis Beckenried. Auf dem Schiff waren hunderte von Schulkindern mit einer Musikkapelle. Wir nahmen Abschied von Luzern und fuhren am südlichen Zipfel des Sees entlang nach Alpnachstad, mit der Bahn weiter durch das Melchtal nach Sarnen, Sachseln und Giswil. Von hier klimmt der Zug mit Zahnrad aufwärts nach Langern. Tief unten sieht man, wie ein blaues Auge den Langernsee. Die Bahn fährt auf hohen Brücken, Dämmen und durch Tunnels über den Brünigpass nach Meiringen. Mit der Trambahn fahren wir in 20 Minuten zur Aareschlucht. Die Aare hat sich auf einer Strecke von etwa anderthalb km durch himmelhohe Felsen eine schmale Rinne gespült und wälzt ihre Fluten mit mächtigem Getöse durch die Schlucht. Treppen und Stege sind

in die Felsen eingehauen; es ist geradezu unheimlich. Nach der Rückkehr aus der Schlucht tranken wir in einem Restaurant eine Tasse Kaffee. Zu unserem größten Erstaunen trafen wir in dem Lokal Fräulein Achter, Hauswirtschaftslehrerin in Homburg/H, die im vorigen Jahr in Oberursel einen Kochkurs leitete. Es ist eine prachtvolle Westfalengestalt von hohem Wuchs, blauen Augen und einer Fülle blonden Haares. Sie verheiratete sich mit einem Amtsrichter in der Eifel und starb im ersten Wochenbett.

Von Meiringen fuhren wir der Aare entlang nach Brienz, wo wir im Hôtel zum weißen Kreuz eine vorzügliche Unterkunft fanden. Nach kurzem Aufenthalt in dem altertümlichen Dorf mit dem blaugrünen See, in dem sich das Briener Rothorn, Frulhorn und Schwarzhorn spiegeln, fuhren wir mit dem Schiff zum Giessbach, der aus beträchtlicher Höhe über Felsen und Hänge in den See hinabstürzt. In 13 Kaskaden fällt das Wasser vom Berg herab, ein Wolkensturz, ein Bergrutsch, ein Schneefall, eine undurchdringbare Wand aus Wasser, in jeder Minute und jeder Sekunde sich erneuernd. Wenn das Wasser unten auffällt, springt es auf prallen sofort wieder in die Höhe, aber pausenlos fortgerissen schießt es um dunkles Felsgestein schon wieder weiter, stürzt schäumend, brodeln, brausend um eine neue Stufe und wirft an eine Steinbank prallend in unermesslichem Reichtum unaufhörlich ein prunkvolles Schaumgewebe zur nächsten hinab. Man wird nicht müde, immer wieder in den Sprühregen zu treten. Wir gingen etwa eine halbe Stunde den Fällen entlang aufwärts, mussten aber umkehren weil der Dampfer von Brienz in Sicht kam. Das Schiff fährt an verschiedenen Ufersiedlungen vorbei, von denen besonders Iseltwald hervorzuheben ist. Malerisch im Inneren einer Bucht des Sees inmitten von Obstbäumen an die Berglehen angeschmiegt lockt es zu längerem Aufenthalt. Bei Bönigen verlässt der Dampfer den See und fährt durch die kanalisierte Aare nach Interlaken. Wir machten einen kurzen Gang durch die Stadt zum Kur-saal, wo uns besonders die auf dem Rasen angebrachte Blumenuhr interessierte. Leider hatten wir gar keine Aussicht auf die umliegenden Berge, weil alles in Nebel und Wolken gehüllt war. Wir fuhren mit dem Schiff auf dem Thunersee nach der Station „Baatenbucht“.

Von hier gingen wir in 45 Minuten zur Bartus-Höhle. An einem rauschenden Wasserfall entlang führt ein kühler Waldpark von der Straße weg bergan. Die Sonne bricht durch das grüne Gewerk der Blätter und zaubert auf dem Moosteppich bunte helle Streifen. Auf mächtigen Felsen erscheint ein einfacher Bau mit luftiger Halle und reizenden Türmchen. Wir traten in die mächtige Höhle, die angeblich dem heiligen Bartus zum Aufenthalt gedient hat. Die Höhle ist, wie uns der Führer erklärt, 2 km lang, aber nur in einer Länge von etwa 1.000 m dem allgemeinen Besuche zugänglich. Neugierde und Grauen zugleich erfasst uns, wenn wir aus dem Licht des Tages in die gähnende Finsternis des Berges uns verlieren. Unsichtbar rauschen die unterirdischen Wasser neben, über und unter uns, und merkwürdige Steingebilde starren uns an. Bald stehen wir in einer wie von Titanenhand gefügten riesigen Höhle und die übereinander geschichteten mächtigen Felsblöcke scheinen jeden Augenblick auf uns herab zu stürzen. Dann wieder sehen wir uns in Räumen mit kühnen schlanken Säulen und den wundervollsten Gebilden, wie von Künstlerhand bearbeitet. Dort windet sich eine riesengroße Schlange aus Stein über den Felsen und ein schlafender Bär schmiegt sich an den Stein. Dann wieder sehen wir Gletschertöpfe mit den noch darin befindlichen Mahlsteinen. Aus unbekanntem Höhen stürzen dauernd Wassermassen in die Tiefe. Wir glauben uns in Dantes Inferno versetzt und das Wehklagen der Verdammten zu hören. Abgeschnitten von dem Licht der Sonne inmitten des geheimnisvollen Berges wird es uns unheimlich. Neben der Aareschlucht und dem Giessbach sind die Bartus-Höhlen eines der größten Naturwunder der Schweiz. Leider müssen wir wieder fort, die Zeit drängt.

Vom Tale herauf grüßen die stattlichen Ortschaften Interlaken, das Herz des Berner Oberlandes, und südlich davon Spiez und Thun. Das Auge ruht voll Entzücken auf diesem, erhabene Schönheit atmenden Landschaftsbilde. Majestätisch zieht ein bund bewimpelter Dampfer uns zu Füßen auf dem schimmernden Fluten des Sees seine Bahn. Die weichen, weithin schallenden Klänge eines Alphorns und das Läuten von Glocken dringt an unser Ohr. Wir gehen den Berg hinunter zur Beatenbucht und besteigen das von Interlaken

kommende Schiff, das verschiedene hübsche Orte links und rechts am See anläuft und schließlich in Spiez landet. Malerisch, bergauf, bergab zwischen Obstbäumen um ein umfangreiches mittelalterliches Schloss gruppiert liegen die Häuser von Spiez; es muss eine wunderbare Sommerfrische sein. Das Schiff fährt quer über den See hinüber nach Hilterfingen, Gunten, Oberhofen und dann nach Thun.

Wir machten einen Rundgang durch die Stadt und stiegen auf einer steilen Treppe mit über 200 Stufen zur evangelische Pfarrkirche hinauf. Die Aussicht vom Friedhof auf die altertümliche Stadt, das fruchtbare Thuner Land, die tiefblaue Aare und den mächtigen Niessen ist ganz einzig. Den geplanten Ausflug von Spiez in das Kandertal und zum Oeschinensee mussten wir des schlechten Wetters wegen aufgeben.

Am folgenden Tag traten wir die Heimreise an. Die Fahrt ging über Bern, Basel, Freiburg, Heidelberg nach Frankfurt am Main. Um 10 Uhr abends trafen wir wohlbehalten in Oberursel ein und wurden von unseren Angehörigen mit herzlicher Liebe empfangen. Mit aufrichtigem Dank gegen Gott, der uns so viel Schönes hat erleben lassen und uns auf der ganzen Reise so gnädig vor allem Unglück bewahrt hat, legten wir uns zur Ruhe. – Der Gewinn, den solche sommerliche Wochen in der großen Natur den Menschen bringen, ist weit mehr als ein äußeres Vergnügen. Reisen ist heute [1936] jedem modernen Menschen zum Bedürfnis geworden. Aus dem einseitigen Alltagsleben sehnt er sich hinaus, sei es, um an einem stillen Ort Ruhe und Erholung zu suchen, sei es, um in fremde Lande neue Eindrücke zu sammeln. Abgesehen von der Erweiterung des Gesichtskreises, der Beruhigung der durch aufreibende Berufsarbeit angegriffenen Nerven, weißt die Betrachtung der großartigen Naturwunder, der majestätischen Alpen, der lachenden Täler mit blauen Seen, der farbigen Bilder des Südens den Menschen auf die Allmacht und Güte des Schöpfers hin. So ist die sommerliche Reise im Grunde genommen ein Ausdruck seiner religiösen Sehnsucht, die durch die Schönheit der Natur den Menschen an den Schöpfer zurückbindet und die Hoffnung auf eine ewige Freude in ihm stärkt und belebt.

Den 27. November 1936

Heute habe ich das 84 Lebensjahr vollendet. Nie hätte ich geglaubt, dass ein so hohes Alter mir beschieden sein würde, zumal ich in den 50er Jahren ein schweres Magen- und Gallensteinleiden hatte. Heute ist mein Gesundheitszustand mit Rücksicht auf das Alter durchaus befriedigend. Die unbedeutenden Altersbeschwerden sind leicht zu ertragen. Wenn die Menschen, die jenseits der 40 sind, das Bestreben haben, die Zeit festzuhalten und den Eindruck der ungebeugten Frische sich selbst und anderen vorzutäuschen, so geht doch alles seinen Lauf. Langsam, aber beständig und vollkommen hoffnungslos beginnt, bei dem einen früher, bei dem anderen später, die Menschengestalt nach einer Reihe von Jahren Kraft und Ansehen zu verlieren und der Stunde entgegenzuschlagen, wo die Natur ihren Tribut fordert und das Portal der Ewigkeit sich öffnet. Doch darüber mache ich mir heute noch keine Gedanken. Eine glückliche Veranlagung und eine gewisse optimistische Lebensauffassung haben mich davor bewahrt, den Kopf hängen zu lassen und einer tristen Stimmung mich hinzugeben. Vielleicht ist auch meine Liebe zur Natur und zum Wandern mit daran schuld. Jeden Tag mache ich eine Fußwanderung von zwei bis drei Stunden, manchmal auch weitere Ausflüge. Außerdem treibe ich abends und morgens methodische Atemgymnastik [s. *Atemgymnastik 1913. psd*]. Meine Lebensweise ist einfach. Ich rauche nie, meide den Alkohol, esse wenig Fleisch, täglich ein Ei. Kaffee trinke ich gern, Tee garnicht. Besondere Mäßigkeitsvorschriften brauche ich nicht einzuhalten, da ich ja von jeher mäßig war. Wenn ich heute in Ruhe, Beschaulichkeit und Zufriedenheit auf fast drei Menschenalter zurückblicke, so danke ich dies nächst der Gnade meines Schöpfers meiner einfachen Lebensweise.

„Man muss alt geworden sein, um zu wissen, dass das kurze Leben nicht nur in der Jugend, sondern auch im Alter lebenswert ist.“ Nicht mit Unrecht glaube ich mich noch weit entfernt von der bemitleidenswerten Figur eines verkalkten alten Herren. Solange ich noch kein Alterszittern habe, solange noch mein Gang die horizontale Fortbewegung des Körpers durch abwechselnde Bewegung beider

Beine gestattet, und nicht der bekannte Schlenderschritt eines Rückenmarkschwindsüchtigen ist, solange noch keine Krümmung der Wirbelsäule vorhanden ist und ich noch aufrecht gehen kann, solange ich noch im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte und Fähigkeiten bin, solange bin ich nicht alt und wehre mich entschieden dagegen, als bedauernswerter Mummelgreis angesehen und behandelt zu werden, nach dem Motto: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“

Als der alte Kaiser Wilhelm I in den Zeitungen im 70er Krieg als „Heldengreis“ gefeiert wurde, äußerte er immer darüber seinen Unwillen und erklärte: „Zu einem Heldengreis gehört vor allem ein Greis.“ Der Kaiser hatte damals im Alter von mehr als 70 Jahren noch nichts Gebrechliches an sich und konnte daher mit Recht diese Bezeichnung ablehnen.

Wenn ich auch heute noch einer guten Gesundheit mich erfreue, so kann doch der Tag nicht mehr fern sein, wo ich aus dieser Zeitlichkeit abberufen werde. „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und danach kommt das Gericht.“ steht in der Bibel.

„Und so, in enger steht's und engerm Kreis, beweg ich mich dem engsten und letzten, wo alles Leben stillsteht, langsam zu.“ (Schiller)

8. Dezember 1936

Heute vor 50 Jahren bin ich in der Pfarrkirche in Kronberg getraut worden. Könnte ich doch den heutigen Tag gemeinsam mit meiner seligen Frau begehen. Leider ist sie schon seit zwei Jahren in der Ewigkeit. Außer meinen beiden Kindern Paula und Therese hat niemand des Tages gedacht. Sicher bin ich, dass auch meine Tochter Maria, die Ordensfrau bei den Ursulinen ist, den Tag nicht hat vorübergehen lassen, ohne meiner zu geben, aber wegen der Briefsperrung im Advent konnte sie mir nicht schreiben.

Der liebe Gott hat unsere Ehe gesegnet; es war ein glücklicher Bund mit vielen Freuden, aber auch, wie das nicht anders sein kann, mit manchem Leid. Sehr schwer wurden wir, besonders meine Frau, betroffen durch den Tod unserer lieben Aenne, die im hoffnungsvol-

len Alter von 23 Jahren von uns ging. Meine Frau war sehr mildtätig und hat, wie ich erst nach ihrem Tode erfuhr, den Armen, wo sie nur konnte, geholfen. Die Leute sprechen immer noch mit großer Hochachtung und Dankbarkeit von ihr. Und wie hat sie an ihren Kindern gehängt, mit Liebe und Aufopferung sich um sie gesorgt, noch, als sie schon erwachsen waren. Während des Krieges, wo beide Söhne im Felde standen, habe ich oft, wenn ich nachts wach wurde, bemerkt, dass meine Frau mit ausgebreiteten Armen im Zimmer kniete, das Gesicht nach Westen gerichtet, wo sie ihre Kinder vermutete, und den Himmel um Hilfe für sie anflehte. Ich musste sie dann drängen, sich doch wieder niederzulegen. Das Mutterherz ist nun einmal der schönste und unverlierbarste Platz, den ein Mensch haben kann, und im ganzen Weltall gibt es nur ein einziges solches Herz.

Am Schluss des heutigen, für mich so bedeutsamen Tages wurde ich noch von einem keineswegs leichten Unfall betroffen. Als ich um 6 Uhr Abends von einem Besuche bei meinem Sohn heimkam, war es im Johannisstift ganz dunkel, das Treppenhaus war unbeleuchtet. Ich tastete mich die Treppen hinauf zu meinem im zweiten Stock gelegenen Zimmer. In der Dunkelheit verfehlte ich die Tür und stürzte die Treppe hinunter bis vor die Klausur. Mit dem Kopf schlug ich auf die unterste Stufe und verlor momentan die Besinnung. Es muss ein schwerer Fall gewesen sein; aus allen Zimmern kamen die Schwestern, erschreckt von dem Gepolter, herbei und bemühten sich um mich. Erst jetzt bemerkte ich, dass mir aus Mund und Nase das Blut lief, ebenso aus den Gesichtsverletzungen. An der Stirn hatte ich eine eiförmige Beule. Ich wurde abgewaschen und die Wunden mit Leukoplast verklebt. Ich war auf die linke Seite gefallen und fühlte jetzt große Schmerzen im Arm von der Schulter bis zum Handgelenk; auch die Rippen taten mir weh. Die Krankenschwester legte eine feuchte Wickel um den Arm und brachte mich zu Bett. Am folgenden Morgen ging ich zum Arzt – dem Vertreter meines Sohnes – der mich genau untersuchte, aber einen Bruch des Armes oder der Rippen nicht feststellen konnte; er legte mir einen festen Verband an; den Arm muss ich horizontal in einer Schlinge tragen. Weil ich linkshändig bin und die geschwollene Hand nicht benutzen kann,

mit der rechten aber sehr unbeholfen bin, macht mir das An- und Ausziehen, wie überhaupt jede Betätigung der Hände, Schmerzen und Schwierigkeiten. Ich muss noch Gott danken, dass die Sache so glimpflich abgelaufen ist; ich hätte bei dem Unfall auch Arm und Bein brechen können. Jeden Tag werde ich von Herrn Wolf, dessen ich schon Seite 169 [36] gedachte, massiert, eine wesentliche Besserung verspüre ich bis jetzt aber nicht.

Nachwort von seinem Sohn Joseph

22.04.1944

Am 24. Oktober 37 starb mein Vater, Goar Jakob Hellbach, der am 27.11.1852 in Filsen geboren wurde. Erst heute las ich zum ersten Male seiner Aufzeichnungen, die ich nach seinem Tode unter seinen Papieren fand. Oft schon dachte ich daran, mich mit ihnen zu befassen, aber eine innere Scheu hielt mich immer davon ab. Und jetzt, da ich die Aufzeichnungen lese, die an sich sehr unvollständig und lückenhaft sind, ist mir der Vater wieder so nahe, so lebendig. Mit viel dankbarer Liebe denke ich seiner. Noch heute erscheint er mir gar nicht so selten im Traum und immer ist es das Gleiche: ich benötige für irgendetwas seine Hilfe, einen Rat; da ist der Vater da, wie er zeitlebens da war, um zu opfern, zu helfen und zu raten. Ich sehe meinen Vater nicht durch seinen Tod in der Erinnerung verklärt, ich sehe ihn mit all seinen Tugenden, seinen kleinen Schwächen und auch seinen Härten. Er war uns Kindern ein guter Vater, immer um uns besorgt, der sich selbst kaum einen Wunsch erfüllte, der bescheiden in seiner Lebensführung war, für uns sparte und arbeitete.

Nach der Mutter Tod, lehnte er es ab, bei diesen seinen Kindern zu wohnen und zog in ein großes Zimmer im sogenannten Klösterchen in Oberursel, wo er bei den Schwestern („Dienstmägde Christi“) versorgt und gepflegt wurde. Tag um Tag erschien er bei uns, um mir irgendetwas zu helfen. Manche schriftliche Arbeit hat er mir abgenommen. Und wenn er dann wieder fort ging, standen meine Frau und ich oft hinter den Vorhängen und schauten ihm nach und freuten uns darüber, wie aufrecht und flott der Vater war. Und so blieb er fast bis zum letzten Tag. Trotz seines quälenden Leidens (Prostatahypertrophie) suchte er kaum das Bett auf und noch an seinem letzten Lebenstage saß er völlig angezogen im Lehnstuhl. Als ich ihn mit meiner Frau zusammen besuchte, machte er Anstalten, sich vor Irma zu erheben. Er hat wohl nie einer Dame die Hand geküsst, aber er besaß eine innere Achtung vor der Frau. Ich fühlte, dass die letzten Stunden seines Lebens gekommen waren. Er wartet noch auf meine Schwester Paula, die vom Westerwald

her erwartet wurde. Um diese Schwester machte er sich gar viel Gedanken, weil sie unverheiratet war und er sie für wirtschaftlich nicht genügend gesichert hielt.

Als Paula endlich eintraf, sah man, wie das Lebenslicht schnell kleiner und kleiner wurde. Mit Hilfe des Herrn Masseurs Josef Wolf legten wir dann den Vater ins Bett. Er hatte Schmerzen. Sollte ich ihm Morphium geben? Ich wusste, eine einzige gewöhnliche Dosis Morphium würde ihn nicht mehr aufwachen lassen. Das Für und Wider stritt in meiner Seele. Aber war es nicht das Letzte, was ich dem Armen noch Gutes tun konnte? Herr Wolf machte die Spritze. Paula und ich sagten „Gute Nacht“. Dann legte sich der Vater auf die Seite und schlief schnell ein. Viele Stunden saßen wir beide dann noch allein bei dem Guten und horchten auf seine Atemzüge. Gegen Morgen wurden diese unregelmäßig. Dann war es zu Ende.

Wir haben den Vater auf dem Oberurseler Friedhof bestattet. Dort hin ging ich nur ein paar mal. Ein Friedhof und ein Grab sagen mir nichts. Und - es mag mit meinem Beruf zusammenhängen - wenn ich vor des Vaters Grab stehe, sehe ich ihn da unten nur als verwesende Leiche oder ich sehe ein Skelett. Das ist nicht der Vater.

In meinem Leben hat er ein Denkmal und obwohl ich nun doch selbst schon als alter Mann gelten darf, empfinde ich noch immer dem Vater gegenüber eine lebendige kindliche Dankbarkeit und Liebe.